



Leseprobe

Christiane Neudecker
Der Gott der Stadt
Roman

»So viel Lesevergnügen bei so viel stofflicher und gedanklicher Tiefe hat man selten.« *Olaf Przybilla / Süddeutsche Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 24,00 €



Seiten: 672

Erscheinungstermin: 19. August 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Am Anfang steht der Tod. Jemand versinkt zwischen geborstenen Eisschollen und eine Leiche baumelt von der Decke eines Theaters. Die Todesfälle liegen Jahrzehnte auseinander, doch es ist der gleiche Todestag: der 16. Januar. Im Winter 1912 ertrank Georg Heym beim Schlittschuhlaufen, 1995 werden die Novizen einer elitären Schauspielschule im gerade wiedervereinten Berlin auf sein verrätseltes Faust-Fragment angesetzt. Angestachelt von ihrem Professor verstricken sie sich immer tiefer in den Gedankenlabirynthen des genialischen Dichters. Der psychologische Druck steigt, Konkurrenz entflammt, Wahn und Wirklichkeit beginnen zu verschwimmen. Dann wird ein Toter auf der Probebühne der Schule gefunden. War es Mord, Selbstmord – oder doch ein Teufelspakt?



Autor

Christiane Neudecker

Christiane Neudecker, geb. 1974, studierte Theaterregie an der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch und lebt als freie Schriftstellerin und Diplom-Regisseurin in Berlin. Seit 2001 arbeitet sie mit dem Künstlerkollektiv phase7 zusammen, u.a. am Forum Neues Musiktheater, bei den Internationalen Festspielen Bergen oder dem New Vision Arts Festival Hongkong. Für die Deutsche Oper Berlin verfasste sie das Libretto zu »Himmelsmechanik - eine Entortung«. Christiane

Christiane Neudecker
Der Gott der Stadt

CHRISTIANE NEUDECKER

**der
gott
der
stadt**

Roman

Luchterhand

*»Ich glaube, diese Schule ist der Verderb jeden Genies.
Was wollte ich wohl arbeiten, wenn ich mir meine Lehrer
zu allem Guten und Schönen selbst wählen könnte.«*

Georg Heym, 23.4.1905

prolog

Nein.

Wir wissen es nicht, natürlich wissen wir es nicht, aber das Licht über der Havel muss sie geblendet haben, als sie ihre Füße auf die Eisfläche setzten.

Ein Funkeln wird in der Luft gelegen haben, denn die aufgefächerten Finger der Schneeverwehungen wischten Glitzerspuren über das sonst stumpf gefrorene Eis. An trübere Tagen zog sich ein hart gefrosteter Blindspiegel von Ufer zu Ufer und ummantelte die Ränder von Schwanenwerder und Lindwerder wie unpolierter, milchiger Bernstein. Doch jetzt war es anders. Alles gleite.

Ein klarer Tag soll es gewesen sein, damals, das hatten wir irgendwo gelesen: ein kühler und sehr klarer Wintertag. Kein Knistern von Schneekristallen in diesiger Luft also, kein Irrflug dicklicher Flocken im Schatten tief ziehender Wolken. Stattdessen grelle Sonnenstrahlen, die sich, von tausend schillernden Eis-Prismen zurückgeworfen, durch die Pupillen bohrten und die Netzhäute ihrer Betrachter durchschnitten.

Eine Blendung muss da über Havel und Wannsee gesirrt haben, eine Blendung, die später das Unglück herbeirief.

Völlig verrückt, dass man das heute noch immer herausfinden kann: der 16. Januar 1912 war ein Dienstag und, ja, es war ein klarer und sonniger Tag.

Es ist kein Zufall, dass auch der eine, viel spätere Tag klar und sonnig war. Ich erinnere mich genau. Schon morgens beim Aufstehen konnte ich es sehen. Der Himmel war giftblau und stach hoch über die verschneiten Dächer hinaus, die Schornsteine erreichten ihn nicht. Es war ein Tag aus harten Konturen, dieser Tag, an dem jemand von uns (nein, ich kann den Namen nicht nennen, immer noch nicht) beschloss, zu sterben.

Auch das Datum ist nicht zufällig, dieser 16. Januar 1996, natürlich nicht. In den Ermittlungen fiel das später niemandem auf.

Der Professor hat es natürlich bemerkt, wir alle haben es bemerkt, aber wir sprachen nicht darüber, nicht einmal flüsternd, in den verschlungenen Gängen unserer Hochschule, nicht im steilen Treppenturm, der zu den Arbeitszimmern der Dozenten und zum Sekretariat hinaufführte, nicht einmal daheim mit uns selbst.

Wir waren doch längst schon verschworen.

Minus 14 Grad soll es gehabt haben, damals. Bei so einer Kälte hätte die Wasserdecke nahtlos gefroren sein müssen, sollte man meinen. Auch die beiden meinten es: der Dichter Georg Heym und sein Freund Ernst Balcke schmierten sich Butterbrote und griffen sich Wollmützen, Schals und Handschuhe, sie stapften zum S-Bahnhof in Charlottenburg und fuhren zur Station Pichelsberg. Dort stiegen sie aus, das hat der Kontrolleur an der Ausgangsschranke später bestätigt. Ihre Rennschlittschuhe baumelten von ihren Schultern. Sie stießen ihre Eisstöcke wie Taktstäbe in die klirrend kalte Luft und schritten auf knirschendem Schnee der vereisten Havel entgegen.

Dreiundachtzig Jahre später öffnete jemand – vielleicht zur gleichen Tageszeit, vielleicht ein wenig früher – in der Tiefe unseres Hochschultheaters die Tür zu einem verdunkelten Raum.

Es gibt keine Verknüpfung, das versuche ich jetzt zu beweisen. Und doch ist alles verbunden.

Wo genau sie aufs Eis gingen, wissen wir nicht. Es gibt Vermutungen, Nachforschungen des Bruders von Balcke, Zeitungsartikel aus den Tagen danach. Über Gatow nach Schwanenwerder hätten sie ihre Schlittschuhpartie unternehmen wollen, schrieb in seiner Abendausgabe *Der Tag*. Bei einer Ausflugsgaststätte auf Lindwerder sollen sie noch Rast gemacht haben. In der Nähe der Dampferanlegestelle Schildhorn könnten sie also den Schritt vom Festland über die Seekante getan haben, das wäre denkbar.

Aber gesehen wurden sie nicht.

Und während in einer anderen Zeit jemand an einer schwarz getünchten Wand nach einem Lichtschalter tastete, glitten ihre Kufen über das leuchtende Eis. Sie lachten, sie hielten ihre Gesichter dem Eiswind entgegen, sie versuchten sich in Drehungen und Rückwärtsläufen. Sie jagten hintereinander her, als in der anderen Zeit, an diesem anderen Ort, eine Glühbirne ansprang, deren Licht in einen fensterlosen Technikraum fiel. Aluminiumkisten waren dort übereinandergestapelt, Scheinwerfer thronten in verstaubten Holzregalen, Kabel umringelten lauernd metallene Wandhaken, als wären sie, ich muss es so sagen, Giftnattern und brächten den Tod.

Aber es waren nicht die Kabel, die dann zum Werkzeug werden sollten, es war ja ein Seil. Kein Zurrgurt, kein Draht, keine ver-

kürzbare Anschlagkette aus dem Arsenal der Bühnentechnik. Nur ein simples Seil aus Polyamid. Wegen der hohen Bruchkraft sei es wohl gewählt worden, erklärte uns später der Bühnenmeister und schwitzte. Dabei hatten wir ihn danach nicht gefragt.

Ich glaube, das Seil war einfach zur Hand. Denn die Kiste, aus der es an diesem 16. Januar 1996 entnommen worden sein muss, lagerte direkt neben der Tür. Jemand hob den Deckel – womöglich eilig, womöglich schlaftrunken – und griff zu und wählte dann den Gang Richtung Bühne: die Treppe hinunter, durch das unterirdisch gelegene Foyer des Theaters hindurch, am kleinen Kassenhäuschen und den Künstlergarderoben vorbei, bis zur doppelwandigen Feuerschutztür am Ende des Flurs. Diesen Weg kannten wir blind.

Heym und Balcke dagegen verloren die Richtung. Auf blinkenden Kufen bogen sie ab. Sie wichen von der Strommitte weg und schossen zwischen den Signalmarkierungen hindurch, fern von den sich aufspreizenden Baumgerippen am Ufersaum. Ohne Verzögerung rasten sie den zu dünn überfrorenen, funkelnden Fischlöchern entgegen, an deren Rändern kein Fischer saß, der sie hätte warnen können, und kein Schild war, das hätte anzeigen können: Gefahr.

Vielleicht war es eine Entscheidung, ein bewusstes Abweichen.

Vielleicht merkten sie es nicht.

Vielleicht gab es eine Laune des Lichts.

Die Waldarbeiter, die die Todesschreie von Kladow aus hörten und nicht halfen, haben das später als Begründung benutzt: Sie wollten ihr eigenes Leben nicht verspielen. Nicht für den Leichtsinns anderer Menschen. Der See sei gefährlich, das wisse man doch. Und man habe ja keine Leitern und Seile gehabt.

Es gab ein Knacken, als Jahre später jemand eine morsche Holzleiter in den Zuschauerraum zerrte und sie auf Höhe der siebten Sitzreihe aufspannte.

Die Luft war stickig und warm. Es roch nach angesengter Farbfolie und verschmortem Staub, nach Aceton, Zitronenreiniger und ranziger Schminke. Die Notbeleuchtung flackerte kurz, ihr grünlicher Glanz spiegelte sich in den toten Linsen der abgeschalteten Lampen.

Die Sonne über dem Wannsee zuckte nicht, als die Ebene brach.

Ernst Balcke fiel zuerst. Seine Stirn muss gegen den plötzlich aufklaffenden Rand des Fischlochs gekracht sein. Im Sturz sah er noch die gebleckten Eiszacken auf sich zurasen, dann war es schon vorbei. Balcke sank staunend und still, inmitten der glänzenden, glucksenden Schicht aus Splittern und Schollen. Er wehrte sich nicht.

Jemand setzte einen Fuß auf die erste Trittstufe und schob sich langsam über die Leitersprossen nach oben, hinauf zu der von Stahlrohren überzogenen Decke des Theaters.

Heym schrie.

Ein Seil wurde über die Verstreben des Stahlzugsystems geworfen. Es baumelte fast bedächtig zwischen zwei einmontierten Profilscheinwerfern vor und zurück, das bleierne Pendel einer Standuhr, während Heym seine Handschuhe von sich schleuderte und sich auf die Eisdecke warf, wahrscheinlich mit einem Brüllen.

Eine Hand stoppte das Schwingen. Sie griff sich das Seilende und knüpfte eine Schlinge, ganz ruhig. Auf dem gefrorenen See robbte Heym an die Bruchstelle heran. Tränen sprangen über

sein Gesicht, als seine nackten Hände begannen, Eiswasser zu schöpfen. Sie tauchten und tauchten zitternd nach dem versunkenen Freund.

Eine Schlaufe aus Polyamid legte sich um einen Hals.
Es gab einen Sturz, einen Sprung.
Und ein Mensch glitt in einen See.
Zappelnde Gliedmaßen stießen eine Leiter um und traten Luft oder eisiges Wasser.
Das Ringen nach Atem.
Rufe, aus blutigen Kehlen. Ein Stöhnen.
Wer sprach da vom Sterben.
Ein Eisvogel krächzte.
Irgendwann Stille.

So fing es für uns an.
Nein, das ist falsch.
So endete es.

I

die schule

1

Die Stadt zerschnitt die Luft. Zorbas und ich standen auf der Brücke unterhalb der Bornholmer. S-Bahnen sausten wie an Fäden gezogen unter uns hinweg. Sie hielten sich an die alten Trennwege, sie zogen in klaren Linien nördlich und südlich, aufwärts, abwärts, aber sie verbanden sich nicht. Ihr Rauschen vermischte sich mit dem Donnern der Flugzeuge, die aus der Wolkendecke brachen und hinter den Dächern in Richtung Tegel absanken.

»Kannst du es noch sehen«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf, dabei sah ich nichts anderes. Das Niemandsland lag uns zu Füßen. Aber ich wollte es nicht erkennen, ich wollte nicht eine von diesen staunenden Touristinnen sein, die sich hierherverirrten und die dann mit ausgestrecktem Zeigefinger über dem Brückengeländer hingen und versuchten, dort unten zwischen den Gleisen eine imaginäre Linie zu ziehen. »Ich war nie hier«, sagte ich und zog meinen Parka enger um mich, »zu jung, hat mich nicht interessiert.«

Zorbas schmalzte mit der Zunge, missbilligend. »Du warst alt genug.« Und er hatte nicht unrecht damit. Ich hatte mich, als sie vor sechs Jahren die Grenze öffneten und Stadt und Land

für vereint erklärten, schon ziemlich erwachsen gefühlt. Trotzdem.

»Konnte ich doch nicht wissen, dass das nicht so bleibt«, protestierte ich.

Das. Was meinte ich mit *Das*. Einen Zustand, den wir für endlos hielten. Eine plötzliche Vergangenheit. Ein ganzes Land, das nicht meines war. Auch wenn wir jetzt offiziell vereint waren.

Auch wenn ich jetzt hier stand.

Auf einer Brücke, die noch immer in einen Abgrund mündete. Vom Wedding her konnte man sie befahren und belaufen, sie wölbte sich von dort aus entschlossen in die Höhe und reckte sich mit weitem Schwung dem Osten entgegen. Aber dann hörte sie – mitten in der Luft – einfach auf. Ein Holzsteg knickte an der Bruchstelle von ihr weg und verband sie notdürftig mit dem verwachsenen Straßenende im Prenzlauer Berg. Eine junge Frau im grauen Strickkleid trat dort gerade auf den Steg und polterte über die nachschwingenden, hölzernen Bretter. Sie sah wütend aus.

Zorbas nahm sie nicht wahr. Er starrte an mir vorbei, hoch auf die Bösebrücke, die nördlich von uns die Bornholmer Straße über die Schlucht hob, und nahm einen Schluck aus seiner Wodkaflasche. Er trank zu viel. Ich war mir sicher, dass meine Mutter das nicht wusste, als sie den alten Freund der Familie bat, ihrer vor kurzem dorthin gezogenen Tochter die Hauptstadt zu zeigen. Ich streckte die Hand aus. Als Zorbas nicht reagierte, entwand ich ihm die Flasche und setzte sie an meine Lippen. Der Wodka brannte in meiner Kehle, dann in meiner Speiseröhre, aber er schmeckte nach nichts.

Es war immer noch winterkalt, auch wenn die Meteorologen behaupteten, es sei Frühling. Die ersten Zugvögel waren schon vor Wochen zurückgekehrt, aber der Frost saß noch im Stein der Stadt. Mir machte das nichts. Ich war stolz auf diesen

Winter, stolz darauf, dass ich einen Teil von ihm hier verbracht hatte, erstmals. Ich hatte dem Wind getrotzt, der so grob durch die Straßenschluchten fuhr. Ich hatte im Schein meiner Taschenlampe Briketts in einen klappernden Emailleimer gefüllt und aus dem Kohlenkeller bis unters Dach geschleppt, die steil aufsteigenden Treppenstränge verfluchend, wieder und wieder. Ich hatte im Mantel und mit Wollhandschuhen geschlafen und morgens heiße Instantbrühe getrunken, um Wärme in meinen ausgekühlten Körper zu flößen. Ich hatte gelernt, Briketts in feuchtes Zeitungspapier zu schlagen, damit die Asche noch glomm, wenn ich abends nach Haus kam. Es fühlte sich an wie Überleben. Überleben in einer Stadt, die ein Rätsel für mich war. Ihre verschneiten Parks und kalt gähnenden U-Bahn-Schächte. Die zerwürfelten Haltestellen der Buslinien und verkrüppelten Gleisbetten der Straßenbahnen, die ich Trams zu nennen gelernt hatte. Das Surren der Laternen mit ihren merkwürdig orangefarbenen Lichtkreisen. Die hohen Fenster und Türen der von Einschusslöchern und Graffiti überzogenen Fassaden. Die Klos auf halber Treppe, die Treppenhäuser, die immer nach Bohnerwachs rochen, auch wenn niemand sie reinigte. Die besetzten Wohnungen mit den abgesplitterten Balkonen und den mit Parolen und Anarchiezeichen bemalten, aus den Fenstern hängenden Betttüchern, zu denen ich im Vorübergehen auf sah, immer mit dem nagenden Gefühl, dort etwas zu verpassen, ein ganzes Dasein, das ich dort vielleicht hätte führen können oder sollen oder wollen. Ein anderes Leben.

Weit hinter uns stach der Fernsehturm vom Alexanderplatz hinauf in den verwaschenen Himmel. Ich mochte den Turm, obwohl ich noch nie oben im Turmkorb gewesen war. Für viele war er das Wahrzeichen der Stadt, für mich bedeutete er Heimat. Ich war mit so einem Turm aufgewachsen. Mein Turm zu

Hause hieß Fernmeldeturm. Vom Badezimmer meines Elternhauses konnte man ihn sehen. Er wurde gebaut, als ich noch in den Kindergarten ging. Ich kann mich erinnern, dass mein Vater mich in die Höhe stemmen musste, immer wieder, damit ich über die Sichtkante des Fensters hinweg prüfen konnte, wie hoch er schon war. Später wurde der Turm mein Orakel. Ich versuchte, an ihm meine Zukunft abzulesen. Ich stand oft am Fenster, die Stirn auf kühlem Glas, und stellte Fragen, die der Turm beantwortete. Ich deutete einfach seine Erscheinung. Mir war dann wichtig, ob er gerade im Sonnenlicht glänzte, ob er mir drohte oder winkte, zustimmte oder abriet, ob er im Nebel weich und verständnisvoll wurde oder störrisch den Regenstrie-men trotzte. Der Turm verortete mich. Wenn ich in der Innenstadt war, richtete ich mich nach ihm aus wie eine Kompassnadel. Dass ich das hier, in meiner neuen Stadt, weiterführen würde können, machte mich richtig glücklich. Vielleicht hatte ich Berlin in Wahrheit deswegen gewählt. Und nicht, wie ich es jedem erzählte, wegen der vielen Theater, die es hier gab.

Zorbas grinste jetzt. Er hatte um die Augen lauter Falten, und seine Schläfen waren grau. Erst jetzt fiel mir auf, dass ich gar nicht wusste, wie alt er war. Oder wie er wirklich hieß.

»Weißt du, was das Erste war, das ich gemacht habe, als ich drüben war?«

Einen Kniefall, dachte ich sofort. Einen Papstkuss auf endlich erreichten Boden. Irgendetwas Feierliches bestimmt. Eine Wei-hung. Vielleicht hat er dort im Westen eine DDR-Fahne errichtet oder ein Gipfelkreuz – sein Pathos ist uferlos.

»Nö«, sagte ich.

»Willst du's wissen?«

»Okay.«

»Gepisst hab ich«, sagte er.

Ich nickte. Ich konnte es vor mir sehen. Wie er am Ende der

Bösebrücke in den Wedding hineingedrängt wurde, im Strom der schiebenden, rufenden Menschen. Wie er seine rissige Hand ausstreckte und nach etwas griff, das ihm Halt geben konnte: einer Laterne, einem Busch, einem Strauch, vielleicht unten bei der Schrebergartenkolonie, die wir von hier aus sehen konnten. Wie er dann, als er genug Platz um sich hatte, an seiner Hose herumnestelte und begann, mit aufspritzendem Urin sein Revier zu markieren. Manchmal beneidete ich Männer darum.

»War gut?«, fragte ich.

»War richtig.«

Ich versuchte mich zu erinnern. An all die Aufnahmen, die ich doch von diesem Tag gesehen haben musste, all die Fernsehübertragungen, die Bilder, von denen mein Vater mir sagte, dass sie historisch seien. Mir fiel kein einziges davon mehr ein. Von der Mauer, ja. Tanzende Menschen, Hände, die nacheinander griffen, Körper, die sich gegenseitig an bunten Wandzeichnungen entlang in die Höhe zogen. Dutzende baumelnder Beine. Oder vorher: Genscher auf dem Balkon der Prager Botschaft. Der Jubel, der seinen Satz abbriss: *Ich bin gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass heute Ihre Ausreise...* Aber die Brücke hatte ich vergessen.

»Willst du da wirklich hin?«

Es dauerte einen Augenblick, bis ich verstand, dass er die Hochschule meinte. Die *Hochschule für Schauspielkunst Erwin Piscator Berlin*. Ich konnte noch immer nicht glauben, dass sie mich angenommen hatten. Dass ich tatsächlich dort mein Studium beginnen würde, mitten im Osten der Stadt, schon in diesem Herbst.

»Klar«, sagte ich. »Wieso?«

Unter uns begannen die Oberleitungen zu sirren. Ich drehte mich um und folgte mit meinem Blick dem Gleisverlauf bis in seine Ostkurve hinein, aber ich konnte die S-Bahn noch nicht sehen.

»Du kommst aus dem Westen«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich komm aus dem Süden.«

»Nein. Dort nicht.«

Mit einem Brüllen schoss unter uns die S-Bahn hindurch und zog in den Norden der Stadt. Zorbas drehte sich mir zu. Seine Stirn war gerunzelt, er sah auf einmal ganz konzentriert aus. Als würde er mich abschätzen.

»Glaub mir: dort kommst du aus dem Westen.«

Ich lachte.

Die Schule. Ich weiß nicht mehr, wann ich zum ersten Mal von ihr hörte. Es gibt diese Dinge, von denen man irgendwann annimmt, dass man von ihnen einfach immer schon wusste.

Bei der Aufnahmeprüfung hatte ich behauptet, einer der Schauspieler unseres Stadttheaters hätte mir, als ich bei Handkes *Stunde da wir nichts voneinander wussten* mit den anderen Statisten auf unseren Auftritt wartete, davon erzählt. Aber das stimmte nicht. Ich wollte nur, dass die Prüfer den Namen dieses Schauspielers hörten, der tatsächlich auf die Hochschule gegangen war. Ich wollte, dass sie mich damit verbanden: mit einem, der es geschafft hatte. Ich dachte, sein Glück könnte abfärben auf mich.

»Dort kommst du nicht rein«, war das, was man immer hörte, wenn die Sprache auf die *Piscator* kam: »Das schafft man nicht.« Immer wieder wurde einem das unter die Nase gerieben. Das – und die Zahlen. Hunderte waren es, in jedem Jahr. Jeder kannte jemanden, der abgelehnt worden war. Und ich hatte mir ja auch noch eine besonders heiß umkämpfte Ausbildung ausgesucht, die sie anboten. Theaterregie, ausgerechnet. Regisseure braucht man auf den deutschen Bühnen noch weniger als Schauspieler, und die Schule wollte ihre Statistiken nicht mit arbeitslosen Studienabgängern verderben. Sechs Plätze gab es deswegen nur. In

der Schauspiel-Abteilung nahmen sie immerhin zwanzig Studenten pro Jahrgang an, aber im Regie-Institut waren es sechs. Sechs aus achthundert.

Ich kalkulierte nicht. Ich stellte keine Wahrscheinlichkeitsrechnungen auf, keine Mutmaßungen über meine Möglichkeiten. Ich weigerte mich, zu verstehen, wie gering meine Chancen waren. Und deswegen, davon bin ich noch heute überzeugt, mussten sie mich nehmen.

Das stimmt so nicht. Die Dinge verdichten sich, wenn man sie rückwirkend betrachtet. Immer öfter ertappe ich mich dabei, dass das Licht, das ich auf die Ereignisse werfe, die Schatten verzerrt. Vergangenes verschiebt sich so schnell, es lehnt sich in die eine oder andere Richtung. Und schon die Wahrnehmung, mit der wir einen Moment erleben (oder glauben, ihn erlebt zu haben), ist fragwürdig. Es gibt keine Eindeutigkeit, nirgends.

Aber ich will ehrlich sein. Ich will alles so aufschreiben, wie es war. Nach bestem Wissen und, ja, Gewissen.

In Wahrheit habe ich um die Aufnahme gekämpft. Schon im Jahr zuvor hatte ich mich beworben, ich hatte es nur niemandem erzählt. Laut den Zulassungsregularien der Hochschule war ich zu jung. Für diesen speziellen Studiengang benötige man Erfahrung, hieß es in der Begründung. Assistenzen müsse man absolviert haben, Hospitanzen, Mitarbeit an Theatern. Das sollte auch den männlichen Bewerbern ermöglicht werden, die ja erst noch zum Bund mussten oder sich als Zivis verdingten. Außerdem erfordere der Beruf eine gewisse Autorität, ein Durchsetzungsvermögen bei den oft älteren Schauspielern und Gewerken. Einundzwanzig also. Einundzwanzig sei das Mindestalter.

Ich, zwanzigjährig, fand eine Fußnote. Dass bei besonderer Begabung auch eine Sondergenehmigung erteilt werden könne, stand in einem der orangefarbenen Informationsblätter, die ich beim Arbeitsamt eingesehen hatte. Die Professoren könnten das entscheiden. Sie könnten, wenn sie bei einem Bewerber eine spezielle Eignung erkannten, eine Ausnahme erwirken. Und ich wollte nicht warten. Ich wollte nicht ein weiteres Jahr in meiner Heimatstadt verharren, wollte nicht weiter an unserem Stadttheater bleiben, an dem ich alles getan hatte, was man als Frischling dort tun kann. Seit meinem Abitur hatte ich stumme Rollen auf der Bühne verkörpert, hatte den Schauspielern Kaffee gekocht, Ablaufpläne für Regisseure verfasst, Souffleusen vertreten, wenn sie krank waren. Ich kannte die Auftritte und Abgänge aller Bühnenfiguren, ich wusste, wo Hamlet seinen Totenschädel abzugeben hatte, wenn die Vorstellung beendet war, und wie lange der Misanthrop für seine falsche Glatze in der Maske brauchte. Ich hatte den Technikern im Bühnenturm über die Schultern gesehen und war als Licht-Statistin stundenlang in frisch gestrichenen Bühnenbildern herumgestanden, damit die Beleuchter ihre Scheinwerfer nach mir ausrichten konnten. Ich hatte all das gern getan. Aber jetzt wollte ich raus, ich wollte in die große Stadt. Ich wollte an der besten Schule lernen, die es gab. Also bewarb ich mich.

Den Brief, den ich dann an einem Herbstmorgen in unserem Briefkasten fand, traute ich mich fast nicht zu öffnen. Ich wog ihn in meiner Hand, ich drehte ihn hin und her, ich fuhr mit den Fingern über den tintenblauen Absenderstempel. Dann schlich ich mich in unseren Garten, zu meinem Lieblingsbaum, einem kleinen, aber störrischen Birnbaum mit starkem Stamm. Ich klemmte den Brief zwischen die Zähne und schwang mich hinauf in die Äste. Erst, als ich sicher war, dass die bunten Blätter mich gegen alle Blicke abschirmten, öffnete ich das Kuvert.

Dass ich zu jung sei, stand dort in akkurater Schreibmaschinenschrift. Dass aber Professor Korbinian Brandner nach Durchsicht meiner Unterlagen Interesse an einem Gespräch mit mir gezeigt hätte. Er befände sich gerade für Macbeth-Proben in Genf. Wann ich kommen könne.

Brandner! Ich konnte es nicht glauben. Ich tastete mit zitternden Fingerspitzen den viel zu kleinen Druckbuchstaben nach, ich fiel fast aus dem Baum. Brandner, der es nach seiner Ausbildung zum Facharbeiter für Gießereitechnik geschafft hatte, dass Wolfgang Langhoff ihn direkt aus der Werkstatt als Assistenten ans Deutsche Theater holte. So schlau, so schön, so talentiert muss er schon als junger Mann gewesen sein, dass Helene Weigel höchstpersönlich ihn ans Berliner Ensemble abwarb und ihn bald selbst inszenieren ließ. Brandner, der Nationalpreisträger der DDR. Der beachtete Amateur-Boxer, Freund von Heiner Müller, der Träumer, der Provokateur, dessen Arbeitsvisum immer wieder auf der Kippe stand. Brandner, der das Maxim-Gorki-Theater übernehmen hatte sollen und der mit seinen Inszenierungen an allen großen Häusern der DDR und vor allem auch im Westen für Aufsehen gesorgt hatte. Dessen Arbeiten sich im Lauf der Jahrzehnte vom Kammerspiel zu großen Opern erweitert hatten. Ein Seiltänzer, dessen Inszenierungen mal verboten, mal bejubelt, gefeiert und international ausgezeichnet wurden. Dessen Walküre bei den Bayreuther Festspielen am Tag nach der Premiere abgesetzt worden war. Und dessen Aischylos sich in Prag schon seit über zehn Jahren auf dem Spielplan hielt. Als Peter Stein des Ostens hatte ihn ein Kritiker einmal bezeichnet – und zumindest, was seine Berühmtheit anbelangte, war er genau das. Von all den Professoren und Dozenten, die an der Schule arbeiteten, war er der einzige, um den man einfach wusste. Er war der, von dem man nie zu hoffen gewagt hätte, dass er je unterrichten würde. Dass er

sich dazu überhaupt herablassen könnte. Seine Klassen waren ein Mythos. Er selbst bestimmte, wen er dafür zuließ. Selbst wenn es einem gelang, an der Schule angenommen zu werden, hieß das noch lange nicht, dass man ihn je zu Gesicht bekam. Er war der Eine, um den es ging.

Und jetzt wollte er mich kennenlernen.

Ich hatte kaum eine Vorstellung davon, wo Genf lag. Oder was der Preis für ein Zugticket dorthin wäre. Wahrscheinlich würde mich die Fahrt meine Ersparnisse kosten, die ich durch meine Jobs am Theater angelegt hatte. Aber das war mir ganz egal. Es war ein Test – der erste, dem sie mich unterzogen. Und ich wollte verdammt sein, wenn ich die Prüfung nicht annahm.

Ich habe niemandem erzählt, warum ich fuhr. Nur meiner Mutter sagte ich, dass es um eine Bewerbung ginge. Sie holte Luft, um zu fragen, wofür. Aber als sie meinen Blick sah, schwieg sie. »Ich will's nicht beschreiben«, sagte ich und klopfte auf Holz. Sie nickte. Sie hatte sich schon daran gewöhnt, dass ich abergläubisch geworden war, seit ich mich fürs Theater interessierte. Ich lief nicht mehr unter Leitern hindurch. Ich piff nicht und trug keine Hüte mehr, auch wenn ich mich gar nicht auf einer Bühne befand. Und ich machte einen großen Bogen um schwarze Katzen, weil ich mir nie merken konnte, ob sie Unglück brachten, wenn sie von links oder wenn sie von rechts meinen Weg kreuzten.

Nach Genf muss ich über vierzehn Stunden gebraucht haben. Als ich ankam, irrte ich durch die Straßen und fand keine Übernachtungsmöglichkeit. Ich war gar nicht auf die Idee gekommen, dass in der Nähe des Bahnhofs keine Pensionen sein könnten. Ich kannte es von zu Hause nur so: ein Bahnhof ist im Zentrum einer Stadt. Und dort gibt es Jugendherbergen, Hotels, Informationsschalter. Aber die wenigen Pensionen, an denen ich vorüberlief, waren ausgebucht. Die Rezeptionisten muster-

ten mich mit hochgezogenen Augenbrauen, einer kicherte über mein schlechtes Französisch.

Als es dämmerte, war ich völlig erschöpft. An einem kleinen Platz setzte ich mich auf eine Bank. Es war wärmer als daheim, aber auch hier trieb der Wind schon das Herbstlaub über das Pflaster. Ich hatte Hunger und ich fror. Einen Moment lang stellte ich mir vor, wie es wäre, mich zum Theater durchzufragen und Brandner um Hilfe zu bitten. Ich malte mir aus, wie er mir anbieten würde, bei ihm zu bleiben. Wie wir Wein tranken und Spaghetti kochten und die ganze Nacht über das Theater redeten. Wie er mir am nächsten Tag beeindruckt die Hand schütteln würde und sagen: »Wir sehen uns in Berlin.« Aber etwas hielt mich davon ab, es zu versuchen. Schon damals ahnte ich: Schwäche wäre für ihn eine Enttäuschung.

Also schulterte ich meinen kleinen Rucksack und suchte weiter. Ich begann Passanten zu fragen. Die Pension, zu der mich schließlich eine freundliche Dame schickte, war im dritten Stock. Ein Zimmer wie dieses hatte ich noch nie gesehen. Mottenzerfressene Samtvorhänge baumelten von abgesackten Vorhangstangen, dem Eichenschrank fehlte ein Fuß, und das Bett bog sich dem marmornen, klebrigen Boden entgegen. Als ich im Flur die Toilettentür suchte, stand dort eine Frau im Nachthemd und starrte mich an.

In dieser Nacht saß ich im Bett, ich schlief kaum. Im Nebenzimmer stritten ein Mann und eine Frau auf Französisch, in den Wänden war ein merkwürdiges Pochen, und irgendwann weit nach Mitternacht rüttelte jemand an meiner Türklinke. Ich muss todmüde gewesen sein, als ich am nächsten Morgen zum Theater lief.

Das Merkwürdige ist, dass ich mich auch daran nicht erinnern kann. Tatsache ist, dass ich von diesem ersten Treffen mit Brandner kaum noch etwas weiß. Mein Gedächtnis ist überla-

gert von all den anderen Begegnungen, die ich später mit ihm hatte. Dort hat er sich mir eingepägt, ich kann ihn noch heute herbeirufen, jederzeit. Seine massige Statur mit dem breiten Kreuz, das er sich wohl früher für seine Ringkämpfe antrainiert hatte. Die grauen Haare, die ihm in die zerfurchte Stirn fielen, und in denen noch immer ganze Strähnen seiner ursprünglich kastanienbraunen Haarfarbe zu finden waren. Den Geruch der Zigarillos, die er ohne Unterlass rauchte. Die meist grünen Strickpullover, an denen immer Tabakkrümel hingen. Seine kratzige, brüchige Stimme. Und sein Blick. Dieser Blick, mit dem er mich schon in Genf angesehen haben muss. Als wäre ich ein Insekt, das man studiert, bevor man es zerquetscht.

Ich weiß noch, dass Brandner mir und dem anderen Bewerber (einem übereifrigen Jungen aus Kiel) Fragen stellte. Aber ich habe keine Ahnung mehr, worüber. Ich habe sicherlich geantwortet, ich habe erzählt, gelacht, widersprochen. Trotzdem achtete ich vor allem auf den Unterstrom. Auf die Art und Weise, in der ich mich ruhig zurücklehnte, während der Kieler Junge an die Stuhlkante rutschte und mit den Händen herumfuchtelte. Auf die Fußspitze Brandners, die immer schneller auf und nieder wippte, als der Junge nicht aufhörte zu reden. Auf Brandners Oberkörper, der sich mir leicht zudrehte, als ich zum ersten Mal sprach. Schon in der Grundschule hatte ich mir das angewöhnt: einen Raum anhand von Bewegung zu deuten. Ich liebte die Konstellationen, in denen sich Menschen bewegten. Sie variierten so viel. Über ihr Zueinander, ihre Unsicherheiten, ihr ganzes Sein. Ich musste dann gar nicht viel tun, um mich einzufügen. Ich las einfach ab.

Und ich war mir sicher: Brandner tat das auch.

Als Wochen später ein neuer Brief mit dem Schulstempel eintraf, war ich nicht überrascht. Professor Brandner sei von unserem Treffen angetan gewesen, stand da. Dennoch empfehle

er keinen frühzeitigen Einstieg in das Studienprogramm der Abteilung Regie. Eine Bewerbung im nächsten Jahr aber würde er nicht nur befürworten. Er würde sie sogar begrüßen.

Da wusste ich: Ich werde es schaffen. Und es war keine Frage mehr. Ich musste dorthin.

Zorbas konnte das alles nicht wissen. Es war ihm auch egal. Er hatte sich wieder von mir abgewandt und verfolgte mit seinem Blick ein Flugzeug, das sich von Tegel aus über die Dächer hob.

»Wo der hinfliegt«, brummte er.

»Marrakesch«, schlug ich vor. Ich mochte das Wort, seit ich das Buch von Canetti gelesen hatte, *Die Stimmen von Marrakesch*. »Will ich mal hin.«

»Musst nicht so weit.«

»Was?«

»Musst nicht so weit, wenn du weg willst aus deiner BRD. Ist hier noch immer ein anderes Land«, sagte er und deutete, ohne sich vom Himmel abzuwenden, die Brücke hinunter, über den Unkraut verwachsenen Abgrund hinweg, hinüber zu den abgeschrammten Häusern, die sich am Rand des ehemaligen Mauerstreifens entlangzogen.

Ich sah in den Prenzlauer Berg hinüber, dann in die Ferne zur Grenze nach Pankow und kickte mit der Schuhspitze gegen das Brückengeländer. »Willst du mir Angst machen?«

»Ist Altland für mich, aber Neuland für dich.«

»Na und.«

»Sprichst unsere Sprache nicht.«

»Lern ich's halt.«

Zorbas verstand nicht. Auf mich wartete, da war ich sicher, kein neues Land. Und auch keine neue Stadt. Auf mich wartete eine neue Welt.

2

Gibt es ihn? Diesen Vertrag mit dem Bösen, der die Seele dem Teufel verschreibt? Der das Leben für immer in ein Vorher und Nachher zerschneidet? Der, rußgeschwärzt, nachwirkt, noch über den eigenen Tod hinaus? Oder anders: Gibt es ihn wirklich, auch abseits der Bühne, den faustischen Pakt.

Der Meister und Margarita.

Das Bildnis des Dorian Gray.

Und *Faust*. Ach, Faust –

Wir verkaufen unsere Seelen.

Wir unterzeichnen mit Blut.

Herzblut muss es sein.

In Regensburg thront eine steinerne Brücke, die, so sagt man, nur mit Hilfe des Teufels errichtet worden sein kann. Ein riesiges Monument ist das, ein Ungetüm aus Steinbögen, die sich über gleich zwei Arme der Donau wölben. Der Baumeister hatte eine Wette gegen den Dombauer laufen, dessen Lehrling er früher gewesen war. Beide begannen zur gleichen Zeit mit ihrem

Werk: der eine baute an der Brücke, der andere am Dom. Jeder von beiden wollte schneller fertig sein, der Lehrer schneller als der Schüler, der Schüler fiebriger als der Lehrer. Jeder wollte den anderen besiegen beim Wettlauf gegen die Zeit.

Als nun der Brückenbauer sah, wie fix der Dom seines Mentors in die Höhe schoss, bat er, so erzählt man, den Teufel um Hilfe. Und versprach ihm im Gegenzug die drei Seelen derer, die als Erste die fertige Steinbrücke überqueren würden.

Ich muss es mir sagen, immer wieder: Wir haben doch nichts weiter getan, als eine Brücke gequert.

Manchmal glaube ich, dass es nichts zur Sache tut, wie ich heiße. Aber das ist Unsinn. Ohnehin kennen alle meinen Namen, spätestens jetzt. Ja, ich bin *die* Katharina Nachtrab.

Ich bin in Nürnberg aufgewachsen. Das Wort setzt Verknüpfungen frei, je nach Alter oder Herkunft desjenigen, der mir zuhört. Die Älteren denken an die Nürnberger Prozesse. An das Reichsparteitagsgelände, an verwackelte Schwarzweißfilme von Aufmärschen auf dem Zeppelinfeld. An das wuchtige Kolosseum, bizarres Abbild des römischen Originals, das Hitler in das Sumpfgelände neben den Dutzendteich knallte und als rohe Ruine hinterließ.

Die Jüngeren reden von Rock im Park und Kletterpartien in der Fränkischen Schweiz. Die Amerikaner von Bierbrauerien, von Rostbratwürsten, *Six on Kraut*. Die Japaner denken an den Christkindlesmarkt, an Glühwein, Lebkuchen, Schnee und goldgelockte Rauschgoldengel, an die Rede, die das frisch erkorene Christkind vom Balkon der Frauenkirche in die aufblickende Menge hineinposaunt, *Ihr Herrn und Fraun, die ihr einst Kinder wart ...*

Fränkin bin ich also, und das heißt sicher etwas. Für mich hieß es ein aufblasbares Planschbecken im Garten. Es hieß:

Nachbarskinder treffen, auf der mit Kreidemustern bemalten Spielstraße, Sonntagsspaziergänge auf dem Land. Einen Vater, der zu früh starb. Es hieß katholischer Kindergarten und Auftritte im Kirchenchor. Schultheatergruppe und Demonstrationen gegen Nazis, gegen Massentierhaltung, gegen den Irakkrieg, *kein Blut für Öl*. Freunde, für die man bei Partys den Rettungswagen rufen musste. Sonnwendfeiern im Wiesengrund. Eine verunglückte Liebe.

Es hieß weggehen wollen. Wiederkommen dürfen.

Für unsere Professoren, vor allem für Brandner, hieß es: du Westkind.

Der Regensburger Baumeister übrigens entkam dem Pakt mit dem Teufel. Als die Brücke fertig war, schickte er im Morgengrauen zuerst einen Hund, dann einen Hahn und eine Henne ans andere Ende. Aus Zorn über die List versuchte der Teufel, das Bauwerk zu zerstören, aber da er selbst die massivsten Steinquader herbeigetragen und einzementiert hatte, gelang ihm nur eine leichte Verkrümmung des Brückenschwungs.

Westkinder waren wir alle. Diese Auswahl ist nicht zu verstehen. Später haben wir es uns so erklärt: dass es der Schule gefiel, über ihre früheren Grenzen hinausgreifen zu können, sich nicht beschränken zu müssen in der Wahl der Würdigen. Weltgewandtheit schmückt.

Sechs Schüler hätten sie nehmen können, sogar sieben oder acht, aber wir waren zu fünf. Die anderen Anwärter, hieß es, wie immer Hunderte von ihnen, hätten den Anforderungen nicht genügt. Weswegen man sich entschlossen habe, nur fünf der verfügbaren Plätze zu besetzen. Mit einer Westberlinerin, einem Norddeutschen, einem Franzosen, einem Polen. Und mit mir. Dass der Pole kein Westkind war, ist mir klar. Er selbst

würde mich dafür auslachen. Für meine Argumentation aber muss er es sein. Sagen wir es also vielleicht so: Wir kamen alle von außerhalb, wir waren fremd.

Das wird später noch wichtig sein.

Ich muss mich im Sommer vor dem Studienbeginn an die Schule angenähert haben. Bestimmt habe ich sie umschlichen. Sicher stand ich im Prenzlauer Berg vor dem alten Wasserturm, in dem unser Institut untergebracht war. Ich beschirmte meine Augen gegen die Sommersonne und träumte mich hinauf. Vielleicht fuhr ich auch nach Oberschöneweide und beäugte das kastenförmige, karge Gebäude, in dem die Schauspiel-Abteilung saß. Oder ich hielt Ausschau nach den Puppenspielern am Ostkreuz, den Choreographen in Pankow. Denn das war das Besondere: Die Schule war überall. Sie erhob Anspruch auf den ganzen ehemals sowjetischen Sektor, sie verschüttete sich über den gesamten Osten der Stadt. Aber sie zerfiel nie in ihre Einzelteile, alles war miteinander verbunden. Ihre Adern pulsten unter dem Teer der Straßen, sie war ein missgebildetes Neunauge mit Wucherungen und Tentakeln, mit einem aalartigen, verzweigten Körper, dessen Kiemenschlitze – dicht unter der Asphaltfläche – den Sommersmog aufsogen wie Ertrinkende das Meer.

Die Schule. Ich ertappe mich noch immer dabei, dass ich so denke: Die Schule tat dieses, die Schule tat jenes. Als wäre *die Schule* ein lebendiger Organismus. Mit halsstarrigem Willen, mit Vorlieben und Abneigungen und Taten – und nicht von Menschen erschaffen und gesteuert, von Personen mit Gefühlen, keinesfalls.

Ich muss einsam gewesen sein, bevor das Studium begann. Außer Zorbas kannte ich noch immer niemanden in der Stadt. Aber das machte mir nichts aus. Vielleicht, weil ich wusste, dass sich das ändern würde, schlagartig und bald. Das Wissen um all die Menschen, die in mein Leben kommen würden – die anderen Regiestudenten, die Schauspielschüler, mit denen wir die Grundausbildung machen würden, die Professoren und Dozenten und Techniker, die das hauseigene Theater betreuten –, ließ mich ruhig bleiben. Wahrscheinlich genoss ich das Alleinsein sogar.

Ich kann mich an Eckpunkte dieses Sommers erinnern, der für mich ein einziges Vorher war. Daran, dass ich eine neue Wohnung fand, in der Nähe der Landsberger Allee. Bis dahin hatte ich um die Ecke vom Rosa-Luxemburg-Platz gewohnt, nicht weit von der Volksbühne. Ich mochte die Lage, die Nähe zum Theater, zu Castorfs riesigem Schlachtschiff, in das ich ging, sooft ich es mir von meiner Halbwaisenrente leisten konnte. Ich sah mir alles an. Ich grübelte über *Clockwork Orange* nach, ich sang die Lieder aus Marthalers *Murx den Europäer!*. Ich liebte die immer belebte Torstraße, die abgeranzte Imbissbude, die sich dort an der Ecke zur Alten Schönhauser gegen den Rinnstein drückte und an der ich zum ersten Mal in meinem Leben Falafel aß. Nicht die Gourmet-Version, die es heute überall gibt, sondern tiefgekühlte, vorgestanzte Fladen, die der arabische Besitzer verächtlich in aufzischendes Fett plumpsen ließ. Die Kellerkneipe *Bukowski* in der Christinenstraße, in die ich mich manchmal, an guten Tagen, alleine hineintraute und einen Whiskey bestellte, an dem ich stundenlang nippen und mich dabei sehr künstlerisch fühlen konnte. Den auch tagsüber grell ausgeleuchteten Waschsalon, in den ich, meinen Rucksack schulternd, einmal wöchentlich meine Schmutzwäsche trug, um dann durch das Bullauge auf die rotierende, schäumenbenetzte Waschtrommel zu starren, als wäre sie Kunst.

Ich hatte mir mein Umfeld erobert, an der Grenze zwischen Prenzlauer Berg und Mitte. Ich hatte *meinen* Bäcker, *meinen* Supermarkt, *meine* Bushaltestelle. Ich lernte das Wort Kiez. Mein Kiez.

Aber ich wollte nie wieder einen Winter mit einem Kohleofen verbringen. So zog ich um, in die Nähe des Volksparks Friedrichshain, den ich schon deswegen mochte, weil in einem meiner Lieblingsbücher, *Amanda herzlos*, der Märchenbrunnen vorkam.

Das Haus lag in einem toten Winkel zwischen den Plattenbau-Kästen der Landsberger Allee und dem Brachland an der Storkower. Die neue Wohnung drückte mich nieder. Sie wurde nie hell. In diesem Sommer fühlte sie sich an wie ein Brutkasten, sie staute die Bratfett-Schwaden der immer mit Töpfen und Pfannen klappernden Nachbarn, den Gärgeruch, der von den Mülltonnen im aufgeheizten Hofkessel zu mir heraufwaberte. Meine Wohnung befand sich im zweiten Stock des Hinterhauses und war winzig. Eine I-förmig geschnittene Küche, in der kein Platz für einen Tisch war, und in der ich meistens am Kühlschrank sitzend aß. Eine Nasszelle, fensterlos, in der die Lüftung nicht funktionierte und in der die Fugen schimmelten. Ein kleines Zimmer mit knarrenden, in Ochsenblut-Farbe gestrichenen Dielen und hoher Decke. Schränke besaß ich nicht, aber das Zimmer wirkte mit meinem Bett und der Kleiderstange, an die ich meine Hosen und wenigen Röcke hängte, schon vollgestopft. Bücher, Zeitschriften und Pullover schichtete ich in den Zimmerecken zu hohen Stapeln auf, meine Schreibmaschine setzte ich auf eine umgedrehte hölzerne Weinkiste, die ich auf der Straße gefunden hatte, und faltete eine alte Kamelhaardecke zum Sitzen davor. Den Himmel konnte ich nur sehen, wenn ich mich weit über das niedrige Fenstersims in den Hof hinausbeugte. Wenn ich mich morgens im immer anhalten-

den Halbdunkel der Wohnung aus dem Bett schälte, sank ich oft wieder entmutigt auf den Bettrand zurück und starrte auf die unverputzte Brandmauer gegenüber. Manchmal kroch ich wieder unter die Decke und rührte mich nicht. Oder es gelang mir, aufzustehen und zu flüchten. Dann lief ich und lief und hielt nicht mehr an.

Ich mag es, mir Städte zu erlaufen. Ich bilde mir dann ein, sie besser zu verstehen. Ich ergründe ihre Struktur, ich folge den Straßen ohne Vorsatz, ich entscheide mich an jeder Kreuzung neu.

In diesem Sommer kartographierte ich Berlin. Ich schuf mir ein inneres Netz aus Wegen. Die Umgebung war für mich noch immer so fremd, so neu, so endlos. Auch wenn ich nichts weiter tat als zu gehen, zu gehen und zu *sehen*, hatte ich doch das Gefühl, als grübe ich mich tiefer und tiefer in den Kern der Stadt.

Anfangs stromerte ich direkt von meiner neuen Straße aus los. Ich kann mich erinnern, dass es morgens schon unendlich heiß war. Ich trug kurze Hosen und Trägerhemdchen und schwitzte trotzdem. Mein Rucksack, in dem ich immer eine Wasserflasche, Kekse, Äpfel und einen Notizblock mit mir führte, klebte mir nach den ersten Schritten an den nackten Schultern, und die Sonnenbrille, die zu dicht an meinem Gesicht anlag, beschlug von innen. Ich war diese Großstadthitze nicht gewohnt. Die Hausmauern speicherten die Wärme und strahlten sie auf mich ab. Die Abgase der oft stockenden, hupenden Autokolonnen stauten sich wie unter einer dickwandigen Glasglocke. Manchmal entschied ich meinen Weg danach, welche Straßenzüge im Schatten lagen und kühler waren. Im Ostteil war ich immer auf der Suche nach den alten Straßennamen, die in meinem Stadtplan noch verzeichnet waren. Ich lief durch die Clara-Zetkin-Straße, die jetzt Dorotheenstraße hieß. Ich suchte den Teil der Karl-Marx-Allee, der die Stalinallee ge-

wesen war. Und wusste nicht, dass ich noch vor Weihnachten in eine Straße ziehen würde, die unter der SED noch Helmut-Just-Straße geheißt hatte.

In den letzten Wochen vor dem Studium begann ich eine Erweiterung. Ich fuhr gezielt mit der U- oder S-Bahn in die weiter entfernt liegenden Stadtteile. Manchmal folgte ich einfach dem Klang der Haltestellen. Ich suchte mir Namen aus, die mir gefielen. *Onkel Toms Hütte. Paracelsus-Bad. Hoppegarten.* Ich zog immer weitere Kreise, ich fuhr bis in die Trabantenstädte, irrte dort zwischen den Plattenbauten von Hellersdorf herum, passierte die Bockwindmühle von Marzahn. Ich sah den Steglitzer Kreisel. Den Bierpinsel. Aber meistens wusste ich nichts von den Gebäuden und Bauten. Ich betrachtete die Menschen, die in ihnen ein und aus gingen. Ich stellte mir vor, wie ich sie und ihre Bewegungen, ihren Rhythmus auf eine Bühne übertragen könnte. Und wie es wäre, so zu leben wie sie.

Noch heute passiert es mir manchmal, dass ich in Berlin an einer Straßenecke stehe und verwundert feststelle, dass ich dort schon einmal gewesen bin.

Ich war merkwürdig losgelöst in diesem Sommer. Ich lernte einfach niemanden kennen. Oft betrachtete ich Gruppen von Freunden, die sich in den Parks um Teller mit verrußten Grillwürsten und Tupperdosen mit Kartoffelsalat scharten. Ich sah Trainingspartner, die sich auf den Tennisplätzen der Sportparks laut ploppende Bälle zuspielten. Paare, die stumm nebeneinander im Gras lagen, ihre Augen geschlossen. Ich stand am von Christo in Stoffbahnen verpackten Reichstag und beobachtete die zusammengeballten, feiernden, lachenden Besuchertrauben. Sie alle kamen mir fern vor. Ich verstand nicht, wie sie zueinander hatten finden können. Wie man sich überhaupt auf andere Menschen einlassen, sich ihnen anschließen kann. Ich selbst sprach fast nur noch am Telefon und das nur

selten. Ich hatte keinen Telefonanschluss in der neuen Wohnung und musste immer zur Telefonzelle in der Parallelstraße laufen. Nachts war es dort ungemütlich und finster, und manchmal hatte ich keine Münzen. Meine Mutter verstand nicht, warum ich den Sommer über nicht nach Hause kam und meine Familie und Freunde besuchte. Ich konnte es ihr nicht erklären. Es hatte auch mit der Liebe zu tun, die daheim zerbrochen war. Mit dem Tod meines Vaters, immer noch. Vor allem aber mit dem Gefühl, an einer Schwelle zu stehen. Das Alte war vorbei, und das Neue hatte noch nicht begonnen. Ich befand mich in einem Zwischenreich. Und dort musste ich bleiben. Allein.

An einem Nachmittag verlief ich mich auf einen Friedhof. Ich habe Friedhöfe als Kind sehr gemocht. Wenn meine Mutter die Gräber meiner Großeltern pflegte, schleppte ich eifrig Gießkanne um Gießkanne mit Wasser herbei. Mich faszinierten die mit Kerzen gespickten, dicht bepflanzten Gräber, die ich als kleine Gärten begriff. Als dann mein Vater starb, hörte das auf. Seinen Friedhof scheute ich. Jetzt stand ich mitten in Berlin an einem fremden, mit Unkraut überwucherten Grab. Es lag in einer Reihe gepflegter Ruhestätten, die alle vom gleichen Grabpflegedienst bewirtschaftet zu werden schienen. Es war das einzige Grab, das struppig und verwahrlost aussah. Die Schrift auf dem verwitterten Grabstein war mit Efeu überrankt, und von der Grablaterne lugte nur noch eine stumpfe Ecke aus einem Büschel Giersch. Ohne nachzudenken, warf ich meinen Rucksack ab, kauerte mich nieder und begann an den Gräsern und Ranken zu zerren. Ich schwitzte und rupfte und säuberte, ich grub meine Hände in den weichen Erdboden. Und plötzlich weinte ich und weinte und hörte gar nicht mehr auf.

Zorbas half. In den letzten Tagen vor der Schule nahm er mich auf Ausflüge mit. »Musst mal raus«, knurrte er. Ich widersprach nicht.

Er hatte irgendein altes Auto, eine Schrottaube, nein, keinen Trabbi. Das Fenster der Beifahrerseite klemmte und ließ sich nicht hochkurbeln, aber das machte mir nichts. Ich hielt mein Gesicht in den staubdurchsprinkelten Fahrtwind, während wir über die oft unbefestigten Straßen holperten. Der Auspuff war fast lose und schepperte gegen den Unterbau, ich glaube, wir verloren ihn irgendwann auf der Stadtautobahn.

Zorbas fuhr mit mir nach Wandlitz. Er zeigte mir die alten Villen der SED-Parteichefs in der Waldsiedlung. Im Nachhinein denke ich, dass er mich vorbereiten wollte. Vielleicht wusste er um Brandners Vergangenheit. Vielleicht wollte er mich hinweisen. Aber er muss gemerkt haben, dass ich nicht verstand.

An einem Oktobermorgen war er dann da: der erste Tag. Es hätte noch Spätsommer sein können, aber in diesem Jahr zeigte der Herbst sich früh. Die Luft in den Straßen war kühl, über die Treppenstufen des Märchenbrunnens wehten erste, vertrocknete Blätter, und das Forum-Hotel am Alexanderplatz tunkte seine oberen Stockwerke in Schwaden aus Nebel. Mir war das recht: Ich wollte eine neue Jahreszeit für diesen neuen Abschnitt in meinem Leben. Ich wollte einen Neustart.

Ich muss aufgeregt gewesen sein. Man sollte meinen, dass sich mir von diesem Anfang alles eingepägt hat. Wie ich etwa in der Nacht davor schlief (ob unruhig oder traumlos, gar nicht oder viel?), wie ich mir hastig (endlich!) die Kleidungsstücke überstreifte, deren Zusammenstellung ich mir schon Tage vorher überlegt hatte. Wie ich mich in der Küche über meine Kaffeemaschine beugte und mit vor Aufregung zitternden Händen das unbenutzte Kaffeepulver aus dem Filter zurück in die verrostete Dose schüttete, weil ich ohnehin schon wach war, viel zu wach. Aber ich kann mich daran nicht erinnern, an nichts davon. Mein Leben in meiner Wohnung, dieses einsame Berli-

ner Sommerleben, blendete sich einfach weg. Als hätte ich erst in dem Moment zu existieren begonnen, in dem ich endlich das Schulgelände betrat. Als sei ich erst mit diesem einen Schritt entstanden.

Der Turm war ein Teleskop. Das unterirdische Neunauge ließ ihn mitten im Prenzlauer Berg aus der Erdkruste brechen und schickte ihn dort steil aufwärts, hinauf in die Höhe der Stadt.

Für Unbeteiligte ist es ein schönes Bauwerk. Ein solides, freundliches Backsteingebäude, mit weitschwingenden Wölbungen und elegant geformten Fenstern, die die Sonne widerspiegeln, und mit einem schmalen Ziertürmchen, das als Mützenzipfel auf dem Wasserturmscheitel sitzt.

Um zum Eingang zu kommen, muss man über eine Trasse aus steilen Steintreppen zur Hochfläche aufsteigen. Oder man nähert sich von der kopfsteingepflasterten Straße, die den Turm umzirkelt und das Areal zu einer Insel macht. Dann kommt man auf die nördliche Seite des begrünten Abhangs und gelangt über einen schmalen, von Sträuchern eingerahmten Weg direkt auf den Vorhof des Instituts.

Wann genau die Schule in den Turm einzog, kann ich nicht sagen. Erbaut haben sie ihn Ende des neunzehnten Jahrhunderts als wuchtiges Hebewerk. Er versorgte damals das komplette Arbeiterviertel und die dort ansässigen Brauereien mit Wasser. Die Stahl tanks müssen in den oberen Stockwerken gethront haben, die Arbeiterwohnungen lagen direkt darunter. Dort sind heute die Büros, die Unterrichtszimmer und die kleineren Probestadien der Regie-Abteilung. Draußen, auf der Anhöhe, auf der sich Rosensträucher, Parkbänke und Spielplatzschaukeln breit machen, stand früher das große Maschinenhaus, das die Nazis zur Folterstätte umfunktionierten. Im Frühjahr 1933 richteten sie dort, so erfuhren wir von Brandner, ein KZ ein. Sie verhör-

ten und schlachteten die *marxistische Pest* zwischen den stummen Maschinen. Das Gebäude wurde später gesprengt, aber das Grauen sitzt, denke ich, noch immer in den Mauern des Turms, der doch danebenstand und alles sah.

Das zweite, kleinere Maschinenhaus wölbt sich unterirdisch in den Hügel hinein, der sich unter dem Turm in die Höhe bläht. In ihm hat die Schule die Studiobühne eingerichtet. Offiziell heißt sie *Erwin Piscator Bühne*, doch die älteren Studenten nannten sie immer nur »der Stollen«. Sie gingen nicht *proben*, sondern *schürfen*. Wir fahren in den Stollen, sagten sie und lachten und bekreuzigten sich. Aber das wusste ich an diesem Herbstmorgen noch nicht.

Ich stieg von meinem klapprigen Herrenfahrrad ab, das ich für fünfundzwanzig Mark in einer vollgestopften Nachlassverwaltung im Wedding gekauft hatte. Ich hielt mich möglichst gerade und bemühte mich, nicht zu den Bogenfenstern im vierten Stock hinaufzublicken. Dort waren, wie ich wusste, die Büros der Professoren untergebracht. Ich war mir sicher, dass Brandner irgendwo dort oben stand und unser Eintreffen beobachtete. Es war das erste Mal, dass mich dieses Gefühl beschlich, das mich während des gesamten Studiums nicht loslassen sollte. Ganz egal, was ich tat oder wo auf dem Gelände ich mich befand: Ich dachte immer, er könnte mich sehen.

Ich weiß noch, wie ich das Fahrrad über den Vorhof schob und mich unauffällig umsah. Unter meinen Schuhen knirschte der Schotter. Meine Handballen presste ich so fest gegen die geriffelten Handgriffe meines Lenkers, dass ich für den Rest des Tages Rillenabdrücke auf meiner Haut haben würde.

Schwarz war der Erste, dem ich begegnete. Ich traf ihn bei den von Unkraut umrankten Fahrradständern, an der östlichen Rundung des Turms. Wir wussten nichts voneinander. Wir waren bei der Aufnahmeprüfung nicht in den gleichen Grup-

pen gewesen, keiner von uns, das hätten wir mitbekommen. Und das Betriebsbüro der Schule hatte uns nicht verraten, wer mit uns studieren würde. Nicht die Namen, nicht die Nationalität, das Geschlecht oder wenigstens die Anzahl.

Schon auf dem Hinweg hatte ich die Menschen um mich herum beäugt. Jeder, der sich auf den gleichen Weg zu begeben schien wie ich, konnte einer von denen sein, mit denen ich jetzt vier Jahre verbringen würde. Ich hatte eine Frau im Verdacht, die über eine lange Strecke auf der Mollstraße vor mir her radelte, rote Locken im Fahrtwind, ein wehender grüner Schal. Ich sah mich schon strahlend und lachend neben ihr vom Fahrrad absteigen, einander beglückwünschend zu der Ehre, die uns widerfuhr (Wir durften unseren Traumberuf studieren! Hier!) – doch dann bog sie vor der Prenzlauer Allee in Richtung Alexanderplatz ab.

Schwarz erkannte ich sofort. Vielleicht lag es an seinem Blick, der alles aufnahm, als sähe er es zum ersten Mal. Ihm fehlte die Selbstverständlichkeit für diesen Ort. Er wirkte ähnlich verloren wie ich.

Als ich um die Turmkurve kam, schwang er gerade seinen schlaksigen Körper von seinem Klapprad. Seine blonden Haare waren fettig und verstrubbelt, seine Jeans schlackerte um seine schmale Hüfte. Er wirkte ungepflegt, rasiert hatte er sich seit Tagen nicht. Vielleicht mit Absicht, dachte ich. Er wollte wahrscheinlich nicht, dass die Professoren glaubten, er würde sich bei ihnen anbietern wollen. Das fand ich gut.

Ich hob mit einem Ruck mein Fahrrad in die Halterung neben ihm und lächelte ihn an.

»Auch neu?«, fragte ich.

Er zuckte zusammen, als hätte er mich gar nicht kommen hören. Seine linke Augenbraue schoss in die Höhe, als sein Blick auf mich fiel. Er kniff die Lippen zusammen.

»Mhm.«

»Extra nach Berlin gezogen?«

»Mhm.«

»Ich nicht.«

Ich weiß nicht, warum ich das sagte. Ich fand sofort, dass es dumm klang. Als wäre ich eine von denen, die nach nur zwei Wochen Berlin den Dialekt übernehmen, die ständig *wa* und *icke* sagen und so tun, als seien sie schon ewig hier.

Schwarz schob seinen Fahrradschlüssel in die Hosentasche und musterte mich. Ich wartete, dass er nachfragen würde, aber da kam nichts. Das Schweigen ließ mich rot anlaufen. Schnell bückte ich mich zu meinem Zahlenschloss.

Als ich mich wieder aufrichtete, stand er immer noch da. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt und sah zu den Turmfenstern hoch. Wir verharrten einen Moment.

»Heißtn du«, murmelte ich schließlich.

Er warf den Tragegürtel seiner Tasche über die Schulter. »Schwarz«, sagte er. Seine Stimme klang blechern. Dann drehte er mir den Rücken zu und stapfte voraus, auf die stählerne Eingangstür des Turms zu.

Er mochte mich nicht.

Im Treppenaufgang konnte man Brandners Rasierwasser riechen. An diesem Tag wusste ich das noch nicht. Ich nahm nur den Duft wahr, diese mutwillige Mischung aus Ambra und Sandelholz, die mich noch heute aufblicken lässt, wenn ich sie wittere.

Aber auch der Turm selbst roch. Es war eine ganz eigene Luft, die sich in ihm zusammenbraute. Zum einen war da dieser typische Bühnengeruch, der von den Katakomben aus dem Maschinenhaus heraufzog: Haarsprayschwaden aus der Maske, verstaubte und verschwitzte Kostüme, angesengte Folien von

Scheinwerfern, der beißende Farbgestank frisch lackierter Bühnenbilder, der nachwabernde Atem der Zuschauer vom Vorabend. Zum anderen sank aus dem Turm die Ausdünstung des Schulbetriebs ab. Das stechende Ozon des ständig laufenden Kopiergeräts, die Zigarillos von Brandner und der Zigarettenrauch des restlichen Kollegiums, der muffige Geruch der vergilbenden Akten, die sich im Sekretariat bis an die Decke türmten.

Aber das war nicht alles. Etwas anderes war in das Gemäuer eingesickert und drang nun aus dessen Poren. Moder. Oder, wie ich irgendwann später, viel später, dachte: Schuld.

Neunaugen ernähren sich vom Blut ihrer Artgenossen, doch das führt jetzt zu nichts.

Schwarz und ich stiegen die steile Wendeltreppe aufwärts, und ich biss mir auf die Lippen, um ihm nicht meinen Namen aufzudrängen, nach dem er mich ja nicht gefragt hatte. Tatsächlich war ich ganz froh, dass er vor mir herging. Ich war so aufgeregt, mein Puls hämmerte, und ich verfluchte meine brennenden Wangen.

François stand im vierten Stock vor der Tür und rührte sich nicht. Ich konnte sehen, wie er schnell nach der Klinke griff, als er uns kommen hörte, und so tat, als hätte er die Tür schon vorher öffnen wollen. Dann ließ er sie mit einer großen Geste los und beugte sich über das Treppengeländer uns entgegen.

»'allo, 'allo!«, rief er und lachte. »Ich bin François!«

»Katharina«, lächelte ich.

Es war unmöglich, ihn nicht sofort anzulächeln. Er sah so gutmütig aus. Ein Junge mit stämmigen Beinen und rundlichen Backen, dem ständig die braunen Locken ins Gesicht baumelten. Er trug ein gelbes T-Shirt, das er in eine schlecht sit-

zende, graue Bundfaltenhose gestopft hatte. Der Gürtel seiner Hose war zu kurz für seinen runden Bauch, das Gürtelende ließ sich nicht in die Hosenschlaufe einfädeln und stand in die Luft, wahrscheinlich hatte er eigenhändig ein neues Loch in das Leder gebohrt. Alles an ihm wirkte weich und gemütlich, aber er war erstaunlich flink. Mit einer schnellen Bewegung trat er an den Treppenabsatz und hielt mir für die letzten Stufen seine Hand entgegen. »Allez-hopp!«

Er wirkte so viel jünger als Schwarz und ich.

Als wir den Flur zu den Büros betraten, hörte François nicht auf zu reden. Frage um Frage purzelte aus ihm heraus, aber er hielt nicht inne, um auf eine Antwort zu warten. Schwarz lief mit hochgezogenen Schultern vor uns her. Er schien sich weit weg zu wünschen, weg von uns.

»Ist das nicht unglaublich? Dass wir 'ier studieren? Bei Brandnär? Seid ihr auch aufgereggt? Wie alt habt ihr? Ist das kein super bâtiment? Diese Turm? Habt ihr schon gekannt die anderen Studenten? Berlin nicht ist groß?«

Der fensterlose Gang war schmal und schlecht beleuchtet. Die Neonröhren an der Decke flackerten. Jemand hatte das Linoleum mit zu viel Putzmittel behandelt, unsere Sohlen pappten mit jedem Schritt auf der Fläche fest und lösten sich dann mit leichtem Schmatzen. Ich verstand nicht, dass uns niemand begegnete. Ich hatte viel mehr Gewusel erwartet, ältere Regiestudenten, Techniker, Schauspieler, die sich nach der langen Sommerpause überschwänglich um den Hals fielen. Aber im Turm war es merkwürdig ruhig. Die Türen waren alle verschlossen. Im Vorübergehen sah ich die Namensschilder, die in kleinen Plastikhalterungen neben den stumpfen Kunststofftüren angebracht waren.

Prof. Karl Woll, Leiter Institut Regie
Prof. Dr. Dr. Wladimir Orlow, Theatertheorie und
-wissenschaft
Dietmar Huth, Dozent Angewandte Dramaturgie
Peter Werck, Dozent Regie
Prof. Korbinian BRANDNER

Brandner war der Einzige, bei dem keine Fachbezeichnung angebracht war, und dessen Nachname in Großbuchstaben auf dem Schild stand. Ich hielt das für ein Versehen, aber das war es natürlich nicht. Brandners Name stand für sich.

Wir müssten uns zuerst im Sekretariat gemeldet haben, das wäre logisch, aber daran erinnere ich mich nicht. Ich war später so häufig in diesem schmalen, gebogenen Raum, zwischen all den Stapeln aus aufgeschlagenen Büchern und Aktenordnern, zwischen ratternden Schreibmaschinen, sich auftürmenden, frisch kopierten Arbeitszetteln, dem flirrenden Röhrenbildschirm eines riesigen Computers, zwischen welkenden Schnittblumen, verstaubten Gummibäumen und ständig beschlagenen Fensterscheiben. Immer klingelte gerade das Telefon, immer hatte man das Gefühl, dass für Menschen hier eigentlich kein Platz eingeplant war. Die Studenten drückten sich meist im Türrahmen herum und schielten sehnsüchtig zur röchelnden, Dampf spuckenden Kaffeemaschine, deren Inhalt den Professoren und dem Abschlussjahrgang vorbehalten war.

Wahrscheinlich begrüßte uns die Sekretärin, Frau Koch, eine adrette Dame mit pinkfarbenem, stets korrekt gezogenem Lippenstift und wolkig toupiertem Haar, die, wenn man sie zögernd rief, zwischen den Büchertürmen aufschoss wie eine kurz überspülte Boje. Sie wird uns unsere Studentenausweise ausgeteilt haben, uns gemustert haben, uns – mit am Handgelenk klirrenden Armreifen – den Weg zum Raum 3 gewiesen. Vielleicht hat

sie mir, wie sie es später oft tat, aufmunternd zugezwinkert, aber das könnte ich nicht beschwören.

Ich war diejenige, die ein Stockwerk tiefer die Tür zu Raum 3 öffnete. Auf Brandner hatte ich gehofft, darauf, dass er mich zuerst sähe und mir, nur mir, zunicken würde, aber stattdessen begegnete ich dem gelangweilten Blick von Tadeusz.

Er saß zurückgelehnt an den Tischen, die vor den schwarz gestrichenen Wänden zu einer U-Form zusammengeschoben waren. Die Hände hatte er am Hinterkopf verschränkt, die langen Beine weit von sich gespreizt. Seine pechschwarzen Haare fielen ihm über die hohe Stirn bis auf die scharfen Wangenknochen. Der Rollkragenpullover war noch ein paar Schattierungen dunkler als seine Hose. Selbst die Augen schienen finster. Ich konnte zwischen Pupille und Iris kaum einen Unterschied ausmachen, obwohl ihm vom Fenster ein Streifen Tageslicht direkt auf das bleiche Gesicht fiel. Er sah so aus, wie ich mir einen Regisseur früher immer vorgestellt hatte. Grüblerisch und ein bisschen mysteriös. Nur, dass er keine Brille trug.

Tadeusz veränderte seine Haltung nicht, als er mich erblickte. Unser Eintreffen schien ihn in keiner Weise zu interessieren. Und irgendwie konnte ich das verstehen. Wir waren für ihn Statisten, die das Fußvolk spielten. Er wartete auf den Auftritt des Königs. Wie ich.

Ich nickte ihm zu und trat an die rechte Tischseite heran, während hinter mir François in das Zimmer drängelte und auf der anderen Seite zu Tadeusz stürmte: »Salut! Ich nenne mich François!«

»Mich nennt man Tadeusz.«

Seine Stimme war angenehm und warm. Er klang besonnen, aber es lag trotzdem eine Schärfe in seinem Tonfall. Er war, dachte ich sofort, jemand, dem man nicht widersprach.

Schwarz warf mit einem lauten Knall seine Tasche auf die

Frontseite der Tischanordnung, er schwang sich über die Tischplatte und ließ sich auf den mittleren der Stühle fallen.

»Sitzt dort nicht Brandner?«, fragte ich.

Schwarz schnaubte.

»Ich glaube nicht, dass Korbinian heute kommt«, sagte Tadeusz. »Der Schulbetrieb startet erst morgen, heute ist Einweisung für die Neuen.«

Wir starrten ihn an. Selbst François, der es sich gerade auf dem Platz neben Tadeusz einrichtete, hielt für einen Moment die Luft an.

Schwarz war der Erste, der sich fing.

»Du duzt ihn?«

Tadeusz ließ seinen Blick über Schwarz wandern. Er lehnte sich ein wenig weiter zurück und verzog leicht, ganz leicht, seine Mundwinkel. »Tja«, sagte er dann. Nichts weiter.

Tja.

»Ich sehe, Sie haben sich schon miteinander bekannt gemacht«, sagte jemand von der Tür her. Wir zuckten zusammen. Aber es war nicht Brandner, der dort stand, sondern ein hochgewachsener, schwächlicher Herr mit blonden, fast gelben Haaren und hageren Gesichtszügen. Seine Hakennase verlieh ihm etwas Vogelartiges, es war der Anblick eines Geiers. Seine Haut war zerknittert und fahl, an seinen Fingerkuppen konnte ich gelbliche Nikotinspuren erkennen.

Bei den Aufnahmeprüfungen hatte ich diesen Mann nicht wahrgenommen. Ich war zu sehr auf Brandner konzentriert gewesen. Die anderen Prüfer hatten sich im Hintergrund gehalten, sie waren für mich Schemen, an die ich mich nur noch verschwommen erinnerte: Orlow, der Theatertheoretiker mit dem wirren, schlohweißen Haar, der mich in eine wilde Diskussion über russische Theatergeschichte verstrickt hatte. Huth, der uns mit Fragen zum inhaltlichen Aufbau einer Szene aus einem

Stück von Schnitzler gelöchert hatte. Eine ältere Dame aus der Abteilung Schauspielkunst, die herausfinden hatte wollen, ob wir auch Talent zum Schauspielen hätten.

Aber wer war das?

Ich konnte sehen, dass Schwarz ebenso verwirrt war wie ich. Er saß vorgebeugt, seine Stirn war gerunzelt, seine Finger trommelten auf der Tischplatte herum. Von Tadeusz' unbewegter Miene konnte ich nichts ablesen.

Wir schwiegen zu lang. Manchmal denke ich, dass das ausschlaggebend war für vieles, was später kam. Wir schwiegen zu lang – und der Mann begriff sofort, für wie unwichtig wir ihn hielten. Ich sah es über sein hageres Gesicht flackern. Erst war da Verblüffung über unsere ausbleibende Reaktion. Dann: Abneigung, abgrundtief.

Ich war die Einzige, die noch stand. Ich hätte einfach vortreten und ihn begrüßen sollen, aber ich rührte mich nicht. Irgendetwas sagte mir, dass man diesen Mann mit seinem Namen zu empfangen hatte. Immer. Aber was, wenn man den Namen nicht wusste.

Der Mann wartete. In meiner Erinnerung dehnt sich der Augenblick, die Stille staute sich im Raum, dabei kann unser Schweigen nur wenige Sekunden gedauert haben.

Mein Blick schweifte ab, über die schwarz gestrichenen Wände, an denen sich die Rillen der Backsteine abzeichneten. Zum ersten Mal fiel mir auf, dass die Außenwand gebogen war, sie folgte dem Kurvenschwung des Turms. Ich wusste nicht, wo ich sonst hinsehen sollte. Ich wäre gern versunken.

François rettete uns. Er sprang auf und verbeugte sich.

»Professeur Woll, es ist eine Ehre für mich!«

Woll! Natürlich. Der Leiter des Instituts.

Schnell wirbelte ich herum. Ich trat an Woll heran und hielt ihm meine Hand hin.

»Professor Woll, guten Tag, ich bin Nachtrab. Katharina.«

Noch während ich sprach, schoss mir das Blut ins Gesicht. Denn natürlich musste Woll wissen, wer ich war! War er nicht sogar der Leiter der Prüfungskommission gewesen? Dass ich mich ihm vorstellte, verriet ihm nur, dass ich mich an eine Begegnung mit ihm überhaupt nicht erinnern konnte.

Woll war einen knappen Kopf größer als ich, aber er blickte aus viel größerer Höhe auf mich herab. Er sah angewidert aus. Meine Hand ergriff er nicht. Stattdessen trat er so abrupt vor, dass ich zur Seite springen und mich an dem Overheadprojektor festhalten musste, den jemand mitten im Raum hatte stehen lassen.

»Sitzen Sie immer noch nicht?«, sagte er im Vorübergehen. »Ich erwarte, dass die Klasse arbeitsbereit ist, wenn ich den Raum betrete.«

»Ich dachte«, stammelte ich und sah auf François, Tadeusz und Schwarz, »wir sind noch gar nicht vollzählig?«

»Das also kommt dabei heraus, wenn Sie denken?«

Ich sank auf den nächstbesten Stuhl.

Schwarz feixte.

Die nächsten Stunden vergingen wie im Flug. Woll belehrte uns zuerst über die Studienordnung. Er hatte Schwarz mit einem einzigen Blick auf den Platz neben mich verwiesen. Jetzt saß Woll am Kopfende und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Mit leiernder Stimme erzählte er uns Dinge, die wir zwar schon wussten, die sich aber hier, in diesem gebogenen Turmzimmer, aus Wolls Mund und im Rhythmus seiner auf den Rand des Aschenbechers aufklopfenden Zigaretten, noch einmal ganz neu und wichtig anhörten, zumindest für mich.

Vier Jahre würden wir an der *Erwin Piscator* studieren, vier Jahre, in denen wir das *Handwerk des Regieführens* erlernen sollten.

Wir würden mit richtigen Schauspielern arbeiten. («Anfänger verderben Anfänger. Wir halten nichts davon, wenn sich Regiestudenten mit Schauspielstudenten zusammentun.»)

Wir würden Prüfungen ablegen, theoretische und vor allem praktische. («Betrachten Sie das Studium als Dauerprüfung.»)

Wir würden eine Grundausbildung in den Fächern bekommen, die auch die Schauspielschüler unterrichtet bekämen: Schauspiel, Sprecherziehung, Tanz, sogar Fechten. («Sie müssen wissen, was Sie von Ihren Schauspielern erwarten können. Sie müssen Sie unterweisen.»)

Wir würden Konzepte entwerfen und sie vor der Prüfungskommission verteidigen, bevor uns gestattet wurde, sie umzusetzen. («Nur wer reif ist, darf inszenieren.»)

Wir würden, flankiert von einem Mentor, zuerst einzelne Szenen analysieren und dann eine Vision der Inszenierung erarbeiten, mit Bühnenbild, Kostüm, Lichtgestaltung. («Wir lehren Sie die Sprache der Gewerke.»)

Vor allem würden wir Theater machen, Theater, Theater.

Und ganz am Schluss unseres Studiums würde jeder von uns eine komplette eigene Diplom-Inszenierung durchführen, entweder im Maschinenhaus oder auf einer anderen anerkannten Bühne. Ein richtiges Stück, mit mehreren öffentlichen Aufführungen und Presse und allem.

»Strengen Sie sich an«, sagte Woll, »wir haben hier Absolventen, denen es gelungen ist, ihre Abschlussarbeiten an großen Häusern unterzubringen.«

Ich saß kerzengerade und machte mir Notizen. Ich schrieb alles mit, jedes einzelne Wort. Ich schrieb so schnell, dass ich ins Schwitzen kam. Mein Stift flog über die karierten Seiten des ledergebundenen Notizbuches, das ich mir gekauft hatte, als ich von meiner Aufnahme erfahren hatte. *Tag 1*, hatte ich mir schon vor Wochen am oberen Rand der ersten Seite notiert.

Und darunter, in meiner sorgfältigsten Schrift: *Erwin-Piscator, Berlin.*

Als Woll sich irgendwann von seinem Stuhl erhob, atmeten wir alle auf. Meine Hand krampfte schon um den Stift, mir war ein bisschen schwindlig. Die schwarz gestrichenen Wände wirkten durch den Rauchnebel von Wolls Zigaretten ganz verwaschen. Auch Tadeusz sah erschöpft aus, in seinem Gesicht zeichneten sich dunkle Augenringe ab, die mir vorher nicht aufgefallen waren. François neben ihm hatte einen roten Kopf, seine Augen glänzten fiebrig, er schielte sehnsüchtig zum Fenster hinüber, hinter dessen Glas die noch grünen Blätter einer Baumkrone im Sonnenlicht leuchteten. Nur Schwarz spielte unter dem Tisch mit dem Verschluss eines kleinen silbernen Flachmanns herum und lauerte darauf, dass Woll ihm den Rücken zudrehen würde und er trinken konnte. Mitgeschrieben hatte er kein einziges Wort.

Wir dachten, Woll würde eine Pause ausrufen, aber stattdessen griff er sich ein Stück Kreide aus einer Pappschachtel und drehte sich der gebogenen Außenwand zu. In riesigen Buchstaben, die über die Backsteinmaserung schrammten, schrieb er ein einziges Wort in die Krümmung:

W A R U M

Dann schleuderte er die Kreide mit einem gezielten Wurf in die Pappschachtel zurück und sah uns auffordernd an. François blickte sich verwirrt um. »Pourquoi?«, vergewisserte er sich, und als sonst niemand reagierte, nickte ich ihm zu.

»Nachtrab!«

Ich zuckte zusammen. Ich mochte es nicht, wie Woll meinen Nachnamen aussprach. Er wurde Nacht-Rab ausgesprochen, wie Nacht und Rabe, aber Woll sagte: Nach-Trab. Als wäre ich eine Mitläuferin, oder schlimmer noch: als hinkte ich hinterher. Ich biss mir auf die Lippe und machte einen Fehler: ich korrigierte ihn nicht.

»Warum ... warum wir hier studieren wollen?«, schlug ich stattdessen vor.

In Wolls hagerem Gesicht regte sich nichts.

»Warum ... wir Theater brauchen?«, versuchte ich es erneut. Keine Reaktion.

»Warum ... ist die Schule nach Erwin Piscator benannt ..., warum ... sind wir hier, warum ... sind wir nur zu viert, warum ...«

»Warum ... stellst du so unfassbar dämliche Fragen«, murmelte Schwarz.

Irgendjemand lachte. Ich fuhr herum, aber ich war nicht schnell genug, um zu erkennen, ob es François oder Tadeusz gewesen war.

Woll schnaubte. Dann richtete er sich noch ein wenig höher auf. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass er über uns kreiste, obwohl er sich doch gar nicht von der Stelle bewegte. Als er wieder sprach, war seine Stimme schneidend.

»WARUM glauben Sie ernsthaft, dass man Kunst LEHREN kann.«

Wir blickten ihn verdutzt an.

»WARUM glauben Sie, Sie könnten an einem Ort wie diesem etwas LERNEN? Sie und Ihre jämmerlichen Existenzen, mit Ihrer heilen Welt. Sie und Ihre pubertären, feuchten Träume von Theater und von Größe. Wären Sie auch nur annähernd so talentiert, wie Sie es von sich selbst glauben, so wären Sie nicht hier. Sie würden kein Diplom benötigen, keine Bestätigung von irgendeiner Institution. Sie wären dort draußen, Sie würden inszenieren. Nehmen Sie sich ein Beispiel an Ihrer Kollegin Nele. Sie kann heute noch nicht hier sein, weil sie bei Tschechows *Drei Schwestern* in Kempten Regie führt.«

Keiner von uns sprach. François war das Blut aus seinem pausbäckigen Gesicht gewichen. Tadeusz blickte vor sich hin. Selbst Schwarz neben mir bewegte sich nicht.

Mein Kopf hatte zu pochern begonnen. Der Rauch von Wolls Zigaretten biss mir in den Augen. Das wollte ich mir zumindest einreden. Es hatte nichts damit zu tun, dass seine Worte mich trafen. Oder damit, dass ich in diesem Moment die Zeit vor mir sah, all die Zeit, die ich in den letzten Wochen und Monaten verplempert hatte. In der ich sinnlos herumgestromert war, als hätte ich kein Ziel. Was hätte ich nicht alles tun können! Ich schämte mich vor mir selbst.

Schließlich stand ich auf und kippte das Fenster. Ich sog die kühle Luft ein, die in den Raum strömte. Unten auf der Straße hupte ein Auto, ein Lieferwagen rumpelte über das Kopfsteinpflaster. Es hörte sich unwirklich an. Auf einmal wollte ich dort sein, irgendwo dort draußen in meiner Stadt, am Märchenbrunnen, oben auf der Aussichtsplattform der Siegessäule, mit Blick auf die kreisenden, bunten Verkehrsströme, selbst auf dem Friedhof hätte ich mich in diesem Moment gern befunden, direkt neben dem verwahrlosten Grab. Überall. Nur nicht in diesem Turm.

Tadeusz war der Erste, der sprach, als ich mich wieder hingesetzt hatte. »Wir sollen also Ihnen entschlüsseln, warum Sie Ihre Betätigung ausüben«, sagte er leise. Er hatte seine Augen zusammengekniffen und fixierte Woll. Ich bemerkte zum ersten Mal den leichten Akzent in seiner Aussprache, aber ich konnte ihn noch keinem Land zuordnen. Erst später würde mir seine Wortwahl auffallen. Als hätte ihm jemand Deutsch beigebracht, der es selbst seit Jahrzehnten nicht mehr sprach. »Wir sollen Ihnen und Ihrem Lehrauftrag eine Berechtigung verleihen.«

Woll schien Tadeusz gar nicht wahrzunehmen. Er setzte sich wieder an seinen Tisch, ganz unbehelligt. Mit spitzen Fingern griff er sich einen Kugelschreiber und fuhr konzentriert über die Blätter, die er vor sich liegen hatte. Ab und zu nickte er, als

wolle er sich etwas bestätigen. Ich konnte sehen, wie ausgedünnt seine gelblichen Haare am Scheitel schon waren.

»Habe ich«, murmelte er schließlich so leise, dass wir uns ihm entgegenlehnen mussten, um ihn zu verstehen, »schon unser Bewertungssystem erwähnt. Wer von Ihnen eine Prüfung nicht besteht, bekommt ein Fähnchen. Wer zwei Fähnchen erhalten hat, fliegt. Das kann erstaunlich schnell gehen.«

Erst jetzt sah Woll wieder auf. Er fixierte Tadeusz. Er lächelte, aber das Lächeln erreichte seine Augen nicht. Tadeusz hielt seinem Blick stand. Ich konnte sehen, dass er sich bemühte, nicht zu zwinkern und nicht zu schlucken. Niemand sprach. Erst als Tadeusz sich leicht aus Wolls Sichtachse lehnte, ließ der seinen Blick weiterwandern. Er musterte uns, einen nach dem anderen, wie ein Raubvogel seine Beute. Zuletzt: mich.

Später standen Schwarz, Tadeusz, François und ich auf dem Vorplatz. Ein dichter Wolkenschleier hatte sich vor die Herbstsonne gelegt, der aufkommende Wind trieb welke Blätter über den Schotter und ließ sie um unsere Fußknöchel tanzen. Irgendwo in den oberen Etagen des Turms übte jemand Klavier.

Ich hätte die anderen gerne gefragt, warum wir so wenige waren. Und ob einer von ihnen etwas über diese Nele wusste. Warum hatte Brandner uns nicht empfangen? Und wieso durfte Tadeusz ihn Korbinian nennen? Aber ich schwieg. Ich wollte nicht die Erste sein, die sprach. Die anderen schwiegen auch. François tupfte sich mit einem Stofftaschentuch den Schweiß von der Stirn, Tadeusz kramte in einer ledernen Aktentasche, die er auf einem Steinpfeiler abgestellt hatte. Schwarz sah konzentriert an mir vorbei, als könne er an den Hauswänden auf der anderen Straßenseite etwas lesen.

Ich hatte mir das anders vorgestellt. Ich hatte gedacht, wir würden gemeinsam etwas trinken gehen und unseren ersten

Schultag feiern. Sogar eine Kneipe hatte ich schon herausgesucht: die Kommandantur. Sie lag schräg gegenüber, im Erdgeschoss eines dieser heruntergekommenen Ostberliner Häuser, und war ziemlich klein. Ich hatte uns dort Bierflaschen schwenken und anstoßen sehen: auf die Schule, auf diesen Beginn, auf uns. Ich hatte mich darauf gefreut, endlich eingebunden zu sein. Endlich auch an einem jener zerkratzten Holztische zu sitzen, an denen gemeinsam gelacht, gesungen, geraucht wurde. Ich wollte die Geschichten der anderen hören: wie sie hierhergekommen waren, was sie vorher gemacht hatten, wo sie hinwollten. Vor allem Tadeusz interessierte mich. Oder andersherum: Ich hätte gerne ihn interessiert. Ich wollte mich von ihm fragen lassen, wer ich war. Welche Schauspieler ich mochte, welche Stücke ich am liebsten mal inszenieren würde. Was ich von Shakespeare hielt. Solche Dinge. Stattdessen schloss Tadeusz mit einem Klicken seine Aktentasche und stellte sich neben François.

Schwarz war der Erste, der ging. Er hob einfach wortlos die Hand und verschwand. Tadeusz sah ihm nach, und ich konnte hören, wie er verächtlich die Luft ausstieß. Dann nickte er uns zu, erst François, danach mir. »Wir sehen uns.« Er drehte sich um und stapfte davon. Er fragte nicht, in welche Richtung ich gehen musste. Ob wir ein Stück gemeinsam laufen wollten. Darauf kam er gar nicht, dabei hätte ich mein Fahrrad für ihn einfach stehen lassen. Ich kickte mit der Fußspitze einen Stein ins Gebüsch. Mein Magen knurrte.

François stupste mich an. »Catherine, willst du nehmen etwas zu trinken mit mir?«

Sein Blick war so hoffnungsfroh, die runden Wangen glänzten fettig. In seinen braunen Locken hatte sich eine kleine, grüne Spinne verfangen, die der Wind aus den Bäumen herübergetragen haben musste. Ich legte ihm kurz die Hand auf die Schulter. »Ein anders Mal, une ... autre fois. Ja?«

Als ich mein Fahrrad über den Vorhof schob, sah ich noch einmal zu den Fenstern im fünften Stock hinauf. Ich versuchte die Fenster zuzuordnen. Hinter einer beschlagenen Fensterscheibe konnte ich die Silhouette eines Gummibaums erkennen, das musste das Sekretariat sein. Brandners Büro wäre dann ein Stockwerk tiefer und drei Fenster weiter. Ich blieb stehen und kniff die Augen zusammen. Ich versuchte eine Bewegung hinter dem Glas auszumachen, einen Umriss, einen Schatten. Aber es regte sich nichts.

Wir bekamen Brandner an diesem Tag nicht zu sehen, nein. Auch nicht am Morgen darauf oder in den darauffolgenden Tagen. Er war, wie uns Tadeusz schließlich wissen ließ, in Salzburg und arbeitete dort an Hamlet. Wir ahnten also noch nichts von Georg Heym. Das fühlt sich merkwürdig an. Ohne ihn sind wir heute undenkbar.

Oben hängen Gerippe. Diebe leuchten. Mädchen gehen spazieren.

3

Die ersten Tage an der Schule waren fast unwirklich. So viel Neues stürzte auf uns ein: die Aufgaben und Erwartungen, die Räume und Wege, die vielen fremden Namen, Stimmen und Gesichter.

Die Jahreszeit verstärkte den Wirbel, der uns umgab. Der aufziehende Herbst intensivierte das Licht. Alles leuchtete, alles war in Bewegung. Orange glühende Blätter segelten aus den Bäumen und strudelten über nass glänzendes Kopfsteinpflaster, an den Fenstern des Wasserturms zerrannen Silberschlieren und in der kühler und kühler werdenden Stadtluft lag ein ansteigendes Rauschen. Nachts knarzte und ächzte meine Altbauwohnung unter den Herbststürmen, die durch die Straßenschluchten tobten, im Volkspark Friedrichshain krachten ganze Äste aus den Bäumen. Und an der endlosen Baustelle des Potsdamer Platzes zitterten und schwankten die Kräne über den ausgeschachteten Gruben.

Mein Hof wurde zum pfeifenden Druckkessel. Ständig klappte irgendwo eine Tür, Doppelverglasungen schepperten in ihren maroden Holzrahmen. Einmal riss der Wind eine ganze Reihe Ziegel vom Dach, die direkt an meinem Fenster vorbei-

stürzten und unten im Hof zerklirrten. Ich schlief kaum, in meinem Zimmer brannte nachts immer eine Lampe. Ich saß in meine Kamelhaardecke gehüllt auf dem Bett und blätterte in den Büchern, die wir für Theatertheorie lesen sollten, all die Russen und Polen, Grotowski, Meyerhold, Stanislawski, *Die Arbeit des Schauspielers an der Rolle*.

Ich musste so viel nachholen, ich hatte mich bisher nie mit so etwas beschäftigt. Das praktische Arbeiten war mir immer wichtiger gewesen: zuerst in der Theater-AG an meinem Nürnberger Gymnasium, dann in meiner kleinen Off-Truppe, die ich gegründet hatte und auf die ich wahnsinnig stolz war: die *Musenjunkies*. Ich wollte Theater am eigenen Leib erfahren, ich wollte mich mit Schauspielern streiten und Bühnenluft inhalieren, ich wollte Visionen auf die Bühne schmettern, ich wollte schlaflos sein und zittern und mitfiebern, bis der Vorhang fiel. Auf die Theaterwissenschaftler, die an der Universität im nahe gelegenen Erlangen studierten, sah ich herab. Sie waren für mich Theoretiker, blasse, schon jetzt gescheiterte Kreaturen, die nie in der Lage sein würden, ihre Leidenschaft zum Beruf zu machen. Sollten sie doch analysieren und theoretisieren und ihre seltenen, verkopften Inszenierungen als Welttheater betrachten – ich hatte damit nichts zu tun. Das rächte sich jetzt: ich wusste nichts. Ich hatte von der Methodik der großen Theatermacher keine Ahnung. Ich hatte gar nicht begriffen, dass sie mir beim Regieführen helfen konnten. Von Meyerholds System der *Biomechanik* hatte ich noch nie gehört. Stanislawskis Methode der physischen Handlungen war mir kein Begriff. Professor Orlow, der zarte, weißhaarige Herr, dem manchmal im Eifer seiner eigenen Vorträge die Hornbrille beschlug, schien darüber nicht etwa erbost zu sein, sondern traurig. Er war gebürtiger Russe und konnte gar nicht glauben, wie wenig ich über die Erkenntnisse seiner Landsleute wusste. Mit jeder Frage,

die ich ihm nicht beantworten konnte, sank er ein bisschen tiefer in den abgewetzten Ohrensessel seines Studios. Meine Wissenslücken bedrückten ihn. Das war fast schlimmer, als wenn er mich verhöhnt hätte. Ich schämte mich. Ich lief sofort in die Bibliothek und raffte alle Werke, die Orlow uns lehrte, an mich. Nachts versuchte ich, mir das alles in den Schädel zu hämmern: Stanislawskis Aufzeichnungen zum inneren Erleben einer Rolle, seine Suche nach dem Zusammenwirken von Körper und Seele, sein Ringen um die Kunst der Wahrhaftigkeit. Wie konnte es einem Schauspieler gelingen, eine Rolle Abend für Abend mit der gleichen Überzeugungskraft zu verkörpern? Wie blieb die Darstellung glaubwürdig, auch wenn sie noch so oft wiederholt wurde? Das waren doch Fragen, die auch ich mir immer wieder stellte! Ich begann zu ahnen, dass ich hier ein Werkzeug an die Hand bekam, eine Leitplanke, die mir bei meiner Arbeit helfen würde. Ich konnte gar nicht glauben, dass ich das bisher übersehen hatte. Also kauerte ich im Schein meiner Nachttischlampe auf meinem Bett und las und las, bis mir die Augen schmerzten und mir der Schlaf die Bücher aus der Hand schlug.

Tagsüber waren wir andauernd unterwegs. Der Stundenplan, den Woll uns diktiert hatte, scheuchte uns durch den Osten der Stadt. Wir hatten nicht nur Unterricht im Turm, wir wurden auch den Grundkursen der Schauspielschüler in Schöneweide zugeteilt. Wir sollten so viel wie möglich über das *Handwerk* lernen, das man ihnen dort beibrachte. Und nicht nur das: wir sollten es am eigenen Körper erfahren. Ich freute mich darauf, ich war neugierig. Aber die Wege waren lang. Manchmal pendelten wir am Tag dreimal zwischen der Schauspielabteilung in Schöneweide und dem Wasserturm im Prenzlauer Berg hin und her. Wir hatten hier Theatertheorie, dort Schauspielunterricht, hier Dramaturgie, dort Sprecherziehung. Ständig rannten wir durch Regengüsse und Pfützen auf S-Bahnen zu, wir has-

teten Treppenstufen auf und ab, wir waren immer außer Atem, immer zu spät.

Das Schauspielinstitut war das Herzstück der *Erwin Piscator*, ein schmuckloser, kastenförmiger Betonbau mit vielen kleinen Probebühnen und Büros. Hier wurden sie ausgebildet, all die Theaterstars und Filmschauspieler, für die die Schule so berühmt war. Jedes Jahr kamen Theaterleiter und Filmproduzenten aus ganz Deutschland, aus Österreich und der Schweiz angereist, um die Abschlussklasse vorspielen zu sehen. Die Schauspielabteilung war dafür bekannt, dass fast alle ihrer Absolventen Engagements bekamen. Deswegen waren die Klassen auch so groß und die Räumlichkeiten viel großzügiger als bei uns. Es gab eine Hauptbühne mit breitgezogenen Zuschauerreihen, eine Bibliothek mit ineinandergreifenden Regalen, einen hohen Sportsaal für den Bewegungsunterricht – und sogar eine Kantine, deren blinde Glastüren sich zu einer zertrampelten, von Erdnarben durchfurchten Rasenfläche öffneten.

Bei uns im Turm war es, wenn nicht gerade im Maschinenhaus geprobt wurde, manchmal totenstill. Aber in Schöneweide herrschte immer Leben. Hinter jeder Tür wurde gerufen, getrommelt, rezitiert. Ritter in Rüstungen marschierten durch die Flure, auf den Probebühnen erscholl der rhythmische Sprechgesang griechischer Chöre, aus den Fechtkursen drang das Raseln der Säbel, das ganze Gebäude flüsterte, brüllte und sang.

Die Schauspielschüler selbst beeindruckten mich. Sie waren eine lärmende Truppe, in der alle anders waren als ich. Die Studentinnen schienen alle lange, glänzende Haare zu haben. Keine von ihnen hätte je einen Armeeparka oder eine so verfilzte Frisur getragen. Ihre Stimmen waren voll und bestimmt, sie rauchten Nelkenzigaretten, bewegten sich anmutig und lachten viel. Die männlichen Studenten gaben sich unnahbarer, sie lümmelten in den Sesseln im Eingangsbereich oder schlurften durch

die Flure, sie lehnten mit verschränkten Armen an Treppengeländern und belauerten sich gegenseitig. Manchmal balgten sie sich aus dem Nichts heraus wie junge Hunde, dann wieder hielten sie Abstand und musterten einander unter halb gesenkten Augenlidern.

In diesen ersten Tagen saß ich fast stumm in dem Seminar, dem ich zugeteilt worden war. Es wurde von der Frau geleitet, die auch bei meiner Aufnahmeprüfung da gewesen war. Sie war eine freundliche Dame mit kurzem grauem Haar und stahlblauen Augen, deren Blick manchmal nachdenklich auf mir ruhte. Sie traute mir den Beruf nicht zu, das konnte ich spüren. Ich sprang ihr nicht schnell genug auf die Bühne, wenn sie Freiwillige für eine Aufgabe suchte. Ich war ihr zu ruhig, zu verschlossen.

Schwarz hingegen blühte in Schönevide richtig auf. Er war – wie auch Tadeusz und François – einer anderen Gruppe zugeteilt worden als ich. Aber in den Pausen sah ich ihn rauchend und gestikulierend an einem der Flurfenster lehnen oder in der Kantine sitzen, immer umgeben von einer Traube aus Schauspielern, die ihm lauschten. Er schien erst zu verstummen, wenn er im Vorhof auf Tadeusz, François und mich traf und sich mit uns auf den Weg zur S-Bahn-Station machte. Sobald er uns sah, kniff er die Lippen zusammen und eilte voraus. In der S-Bahn hielt er die Augen geschlossen. Ich glaube nicht, dass er schlief, auch wenn er immer müde aussah. Heute wundere ich mich manchmal, dass er überhaupt mit uns fuhr.

Am ersten Wochenende stopften sie dann alle neuen Studenten in einen Bus. Achtundzwanzig Schauspieler, sieben Choreographen, zwölf Puppenspieler – und uns. Wir fuhren auf den Grünen Hügel nach Bayreuth, wo wir im Orchestergraben standen und die Akustik bewundern sollten. Wir trabten in Weimar durch Goethes Wohnhaus und in Gera durch die Orangerie. Als

großer Einstand wurde uns das Ganze angekündigt, als »Ensemblebildende Maßnahme«. Wir sollten einander kennenlernen, uns als Gruppe begreifen. Deswegen war auch eine Übernachtung in einer Jugendherberge eingeplant. Mir war das zu viel. Zu viel Austausch, zu viel Nähe. Es war, als hätte ich mir in den letzten Monaten den Umgang mit Menschen abgewöhnt. Ich wollte mich nicht zwingen lassen, Teil einer Masse zu werden. Ich hielt das für ein Merkmal des Berufes: Der Regisseur hatte außerhalb zu stehen, er durfte nicht zu sehr Teil des Ensembles werden, er musste, so erklärte ich es mir selbst, den Draufblick bewahren. In der Jugendherberge, in der wir übernachteten, teilte ich mir mit einer Schauspielschülerin aus meinem Seminar ein Stockbett. Sie hieß Sonia, hatte zerstrubbelte rote Haare und wache grüne Augen. Sie war jünger als die anderen und mindestens so nervös wie ich. Aber sie ging anders damit um. Nachts um eins rüttelte sie mich wach, nahm mich an der Hand und zog mich mit sich in den Speisesaal. Dort saßen die anderen auf den Tischen, den Stühlen, dem Boden und tranken und sangen und rauchten. Einer der Schauspielschüler hatte seine Gitarre dabei, ein anderer trommelte auf ein paar umgestülpten Emailleimern herum. Schlaftrunken startete ich auf das Treiben. Ich trank das Bier, das Sonia mir in die Hand drückte. Und als einer der Choreographen mich unter den Achseln packte und auf einen der Tische hob, begann ich zu tanzen.

Danach wurde vieles leichter. In der Kantine in Schöneweide saß auch ich jetzt in den plappernden Gruppen. Ich wurde herangewunken, begrüßt, eingegliedert. Ich wurde zu den Partys eingeladen, die meistens in den WGs der Schauspielschüler stattfanden. Wenn ich irgendwo auftauchte, wurde ich umarmt. Das Merkwürdige war, dass ich mich trotzdem nicht zugehörig fühlte, niemandem. Auch Tadeusz, Schwarz und François nicht, über die ich noch immer kaum etwas wusste. Von François hatte ich

wenigstens mitbekommen, dass er das jüngste von mehreren Geschwistern war, und dass ihm sein ältester Bruder, der Arzt geworden war, das Studium finanzierte. Tadeusz hatte bis zu seinem vierten Lebensjahr in Deutschland gelebt und war dann, warum auch immer, zu seiner Großmutter nach Polen geschickt worden. Besonders Schwarz blieb mir fremd, ich wusste nicht einmal seinen Vornamen. Und Nele war noch nicht da.

Ich wartete auf etwas, aber ich war mir nicht sicher, worauf. Auch wenn ich in Orlovs Unterricht Notizheft um Notizheft zu füllen begann, auch wenn ich mich nun manchmal im Grundlagenseminar freiwillig meldete und mit den Schauspielschülern Szenen und Dialoge probierte, so fühlte es sich doch an, als hätte das Studium noch immer nicht begonnen.

Dann, endlich, kam Brandner aus Salzburg zurück. Und alles fing an.

Ich rechnete an diesem Tag nicht mit ihm. Irgendwie war ich davon ausgegangen, dass man ihn uns ankündigen würde. Dass man uns wissen lassen würde, wenn er käme. Vielleicht hatte ich sogar geglaubt, dass ich seine Anwesenheit spüren würde, schon am Fuß des Turms. Ich fühlte mich ihm so verbunden.

Stattdessen wurde ich überrascht. Ich hatte beim Schauspielunterricht zu viel Kaffee und Mineralwasser getrunken, Glas um Glas, Tasse um Tasse, und musste eigentlich schon seit Schöneweide aufs Klo. Wir hatten uns dort in der Zeit vertan und waren so überstürzt aufgebrochen, dass ich keine Toilette mehr aufsuchen hatte können. Die S-Bahnfahrt war mir noch länger vorgekommen als sonst – zum ersten Mal verfluchte ich, dass es keine Klos in den öffentlichen Verkehrsmitteln gab. Waren die S-Bahnen hier nicht eigentlich Züge, die noch immer zwischen zwei Städten verkehrten, Ostberlin, Westber-

lin, und sollten in Zügen nicht immer Toiletten sein? Schwarz hatte die Augen verdreht, als ich das fragte. Als wir dann endlich die Treppenstiege im Wasserturm nach oben hetzten, stand Woll schon zürnend in der geöffneten Tür und tippte mit dem Fingernagel zweimal hart auf das Schutzglas seiner Glashütte-Armbanduhr. Unter seinem Blick waren wir sofort ins Klassenzimmer gehuscht. Nun saß ich mit fest überkreuzten Beinen an meinem Tisch und konnte mich nicht konzentrieren. Ich wollte nicht aufstehen und mich entschuldigen müssen, keinesfalls. Ich wollte die Demütigung nicht zulassen.

Wolls Klasse verließ man nicht einfach. François hatte das in einer der ersten Stunden einmal versucht. Er war aufgestanden und hatte sich mit einem entschuldigenden Bückling in Richtung Tür zurückgezogen. Woll hatte seinen Vortrag über die Szenenstruktur von Bertolt Brechts frühen Theaterstücken abgebrochen und François gemustert. »Wie wollen Sie Ihr Leben in den Griff bekommen, wenn Sie nicht einmal Ihre Körperfunktionen unter Kontrolle haben?«, hatte er leise gefragt. Und nach einer kurzen, sinnenden Pause hinzugefügt: »Vielleicht ist das der Grund, weshalb Sie so beleibt sind. Es mangelt Ihnen an Selbstkontrolle. Das wird Ihnen im Berufsleben im Weg stehen. Und nicht nur dort. Wer will schon jemandem vertrauen, der sich so gehen lässt? Haben Sie darüber schon einmal nachgedacht?«

Es war ein merkwürdiger Tonfall gewesen, in dem er das fragte. Ein feiner, höflicher Singsang, fast ein Gurren. Als würde er nur das Beste für seinen Schüler wollen. Als wäre das der liebevollste Ratschlag der Welt. Vielleicht reagierten wir deswegen alle nicht. Wir waren zu verdattert, wir saßen nur da. Keine Empörung zuckte auf, niemand sprang zur Verteidigung bei. Sogar das Gesicht von Tadeusz blieb leer.

François hatte sich wieder hingesetzt und versucht, sich un-

auffällig die Tränen aus den Augenwinkeln zu wischen. Später hatte ich die Urinspuren auf seiner Hose gesehen und ihm meine Gymnastikhose angeboten. Er hatte sie nicht genommen. »Er 'at recht, Catherine«, hatte er mit gesenktem Kopf gesagt, »ein Professor 'at immer recht.«

Jetzt saß ich selbst in diesem Zimmer und musste so dringend zur Toilette wie noch nie in meinem Leben. Ich stierte auf die zerkratzte Tischkante vor mir, ich schwitzte und fro gleichzeitig und konnte spüren, dass Woll mich beobachtete. Er sprach gerade über Brechts Leben, seine ersten Schaffensjahre als Theatermacher, und schien dabei die ganze Zeit in meine Richtung zu sehen. Ich versuchte, mich von dem Druck auf meiner Blase abzulenken, indem ich meine Atemzüge zählte. Das nutzte nichts. Dann begann ich, Theaterstücke, die ich von Brecht kannte, in meinem Kopf rückwärts zu buchstabieren: *Sierkedierk ehcsisakuak red, Egaruoc Rettum ...* Auch das half nicht. Ich musste zum Klo, so schnell wie möglich. Aber ich würde verdammt sein, wenn ich Woll die Möglichkeit gäbe, mich zurechtzuweisen. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich seine Bewegungen. Als er endlich den Blick von mir löste und einen kurzen Moment lang auf seine Aufzeichnungen sah, hechtete ich zur Tür. Ich riss sie auf und warf sie sofort hinter mir zu. Durch die geschlossene Tür hörte ich Schwarz verblüfft auf-lachen, ein Stuhl wurde zurückgeschoben, ich glaubte Schritte zu hören. So schnell ich konnte, bog ich in den geschwungenen Flur hinein. Und hätte ihn fast umgerannt.

Brandner.

Brandner.

Endlich Brandner.

»Hoppla«, brummte er. Er griff mich an den Schultern und schob mich auf Armlänge von sich weg. Ich spürte die Wärme seiner Handflächen durch meinen Pullover hindurch. Hörte

